

Leseprobe

Stephen King

Basar der bösen Träume

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,99 €



Seiten: 816

Erscheinungstermin: 10. April 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

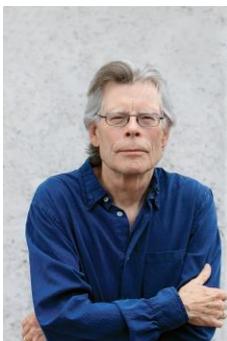
- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Abermals legt Stephen King, u.a. Träger des renommierten O.-Henry-Preises, eine umfassende und vielseitige Kurzgeschichtensammlung vor. Die Originale wurden teilweise in Zeitschriften vorabveröffentlicht; andere liegen erstmals in der Sammlung vor. Die Geschichte »Keksdose« wurde neu in die Taschenbuchausgabe aufgenommen.

Nicht immer blanker Horror, aber immer psychologisch packend und manchmal schlicht schmerzhaft wie ein Schlag in die Magengrube – Geschichten, die uns einladen, Stephen Kings Meisterschaft im Erzählen aufs Neue beizuwohnen, oder wie er selbst sie in seinem Basar der bösen Träume ausruft: »Hereinspaziert, ich habe die Geschichten eigens für euch geschrieben. Aber seid vorsichtig. Bestenfalls sind sie bissig und schnappen zu.«

Enthält die neue Story »Die Keksdose«



Autor

Stephen King

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, ist einer der erfolgreichsten amerikanischen Schriftsteller. Bislang haben sich seine Bücher weltweit über 400 Millionen Mal in mehr als 50 Sprachen verkauft. Für sein Werk bekam er zahlreiche Preise, darunter 2003 den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk und 2015 mit dem Edgar Allan Poe Award den bedeutendsten kriminalliterarischen Preis für *Mr. Mercedes*. 2015 ehrte Präsident Barack Obama ihn

Das Buch

Abermals legt Stephen King, u. a. Träger des renommierten O.-Henry-Preises für Kurzgeschichten, eine umfassende und vielseitige Sammlung vor. Von den insgesamt 21 Stories wurden zuvor erst drei auf deutsch veröffentlicht. Die Originale erschienen teilweise in amerikanischen Zeitschriften; andere waren bislang gänzlich unveröffentlicht.

Nicht immer blanker Horror, aber immer psychologisch packend und manchmal schlicht schmerzhaft wie ein Schlag in die Magengrube. Es geht dabei um Themen wie Sünde und Moral, Schwäche und Schuld, das Jenseits und das Ende allen Lebens, das Menschlich-Allzumenschliche an den Abgründen unseres Daseins – Geschichten, die uns einladen, Stephen Kings Meisterschaft im Erzählen aufs Neue beizuwohnen.

Die Shortstory »Die Keksdose« erscheint erstmals in der vorliegenden Taschenbuchausgabe von *Basar der bösen Träume*.

Der Autor

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, ist einer der erfolgreichsten amerikanischen Schriftsteller. Bislang haben sich seine Bücher weltweit über 400 Millionen Mal in mehr als 50 Sprachen verkauft. Für sein Werk erhielt er zahlreiche Preise, darunter 2003 den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk und 2015 mit dem »Edgar Allan Poe Award« den bedeutendsten kriminalliterarischen Preis für *Mr. Mercedes*. 2015 ehrte Präsident Barack Obama ihn zudem mit der National Medal of Arts. Seine Werke erscheinen im Heyne-Verlag.

STEPHEN KING

**BASAR DER
BÖSEN
TRÄUME**

Aus dem Amerikanischen von
Wulf Bergner, Ulrich Blumenbach, Jürgen Bürger,
Jan Buss, Karl-Heinz Ebnet, Gisbert Haefs,
Julian Haefs, Urban Hofstetter, Bernhard Kleinschmidt,
Kristof Kurz, Gunnar Kwisinski, Jürgen Langowski,
Johann Christoph Maass, Friedrich Mader,
Jakob Schmidt und Friedrich Sommersberg

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Vorbemerkung des Autors

Manche dieser Geschichten wurden bereits anderswo veröffentlicht, was jedoch nicht heißt, sie wären damals fertig gewesen oder wären es jetzt. Bevor ein Schriftsteller in den Ruhestand geht oder stirbt, ist sein Werk nicht vollendet; es kann immer noch ein wenig Schliff und ein paar weitere Überarbeitungen gebrauchen. Außerdem sind allerhand neue Texte dabei. Und noch etwas will ich euch mitteilen: wie froh ich darüber bin, lieber treuer Leser, dass wir beide immer noch da sind. Cool, oder?

SK

»I keep a stiff upper lip and I shoot from the hip.«

AC/DC

Inhalt

Vorwort	11
Raststätte Mile	81
Premium Harmony	89
Batman und Robin haben einen Disput	109
Die Düne	131
Böser kleiner Junge	153
Ein Tod	213
Die Knochenkirche	235
Moral	249
Leben nach dem Tod	295
Ur	315
Herman Wouk lebt noch	409
Ein bisschen angeschlagen	439
Blockade Billy	467
Mister Sahneschnitte	531
Tommy	559
Der kleine grüne Gott der Qual	567
Die Keksdose	609
Jener Bus ist eine andere Welt	647
Nachrufe	663
Feuerwerksrausch	725
Sommerdonner	775

Vorwort

Ich habe einiges für dich gebastelt, lieber treuer Leser; du siehst es vor dir im Mondlicht ausgebreitet. Doch bevor du einen Blick auf die kleinen, handgearbeiteten Schätze wirfst, die ich feilhalte, wollen wir ein wenig darüber sprechen, ja? Es dauert nicht lange. Komm, setz dich neben mich. Und rück doch ein wenig näher. Ich beiße nicht.

Allerdings ... wir kennen uns nun schon seit sehr langer Zeit, und ich vermute, du weißt, dass das nicht so ganz stimmen kann.

Nicht wahr?

I

Ihr würdet euch wundern – zumindest nehme ich das an –, wie viele Leute mich fragen, weshalb ich immer noch Kurzgeschichten schreibe. Das hat einen ganz einfachen Grund: Sie zu schreiben macht mich glücklich, weil ich dazu geschaffen bin, andere Menschen zu unterhalten. Gitarre spiele ich nicht besonders gut, und Step tanzen kann ich gar nicht, aber *das* kann ich. Daher tue ich es.

Zugegeben, von Natur aus bin ich Romancier und habe eine besondere Vorliebe für lange Texte, in die Autor und Leser mit Haut und Haar eintauchen können, weil die Literatur dort die Chance erhält, zu einer nahezu realen Welt

zu werden. Gelingt ein langes Buch, so haben Autor und Leser nicht nur eine Affäre; sie sind verheiratet. Wenn Leser mir schreiben, wie schade es sei, dass *The Stand* oder *Der Anschlag* ein Ende finden mussten, habe ich das Gefühl, dass das betreffende Buch ein Erfolg war.

Allerdings haben auch kürzere, intensivere Erfahrungen ihre Vorteile. Sie können erfrischend, ja schockierend sein, wie ein Walzer mit einem Fremden, den man nie wiedersehen wird, wie ein Kuss im Dunkeln oder wie ein wunderhübscher, kurioser Gegenstand, der bei einem Straßenflohmarkt auf einer billigen Decke ausliegt. Tja, und wenn meine kurzen Geschichten gesammelt erscheinen, komme ich mir wirklich immer vor wie ein Straßenhändler, wenn auch wie einer, der nur um Mitternacht verkauft. Ich breite mein Sortiment aus und lade die Leser – das seid ihr – dazu ein, herbeizukommen und etwas auszuwählen. Dabei füge ich immer die angemessene Warnung hinzu: Seid vorsichtig, meine Lieben, denn manche dieser Waren sind gefährlich. Das sind jene, in denen böse Träume verborgen sind, jene, die einem im Kopf herumgehen, wenn man nicht einschlafen kann und sich fragt, weshalb die Tür des Kleiderschranks offen steht, obwohl man doch bestens weiß, dass man sie geschlossen hat.

II

Würde ich sagen, ich hätte schon immer die strengere Disziplin geschätzt, die kürzere literarische Werke mir auferlegen, so würde ich lügen. Kurzgeschichten erfordern eine akrobatische Fertigkeit, die viel ermüdender Übung bedarf. *Was leicht zu lesen ist, ist schwer geschrieben*, sagen

manche Lehrer, und es stimmt. Fehler, die in einem Roman oft übersehen werden, treten in einer Kurzgeschichte eklatant zum Vorschein. Daher ist strenge Disziplin unerlässlich. Der Autor muss seinen Impuls zügeln, gewissen faszinierenden Nebenwegen zu folgen, und sich an die Hauptroute halten.

Die Grenzen meines Talents empfinde ich nie so deutlich wie beim Schreiben kürzerer Texte. Ich habe mit einem Gefühl der Unzulänglichkeit gekämpft, mit einer tief reichenden Furcht, ich könnte unfähig sein, die Kluft zwischen einer tollen Idee und der Realisierung ihres Potenzials zu überbrücken. Kurz gesagt, läuft das darauf hinaus, dass das fertige Produkt nie ganz so gut zu sein scheint wie die großartige Idee, die eines Tages aus dem Unterbewusstsein aufgetaucht ist, begleitet von dem begeisterten Gedanken: *Menschenskind! Das muss ich sofort aufs Papier bringen!*

Manchmal ist das Ergebnis trotzdem ziemlich gut, und gelegentlich ist es sogar besser als das ursprüngliche Konzept. Wenn das geschieht, bin ich begeistert. Die eigentliche Herausforderung besteht darin, in das verdammte Ding hineinzukommen, und das ist meiner Meinung nach der Grund, weshalb so viele Möchtegernautoren nie tatsächlich zur Feder greifen oder sich an die Tastatur setzen. Allzu oft ist das so wie der Versuch, an einem kalten Tag den Wagen anzulassen. Zuerst macht der Motor nicht einmal eine Umdrehung, er ächzt lediglich. Wenn man jedoch dranbleibt (und wenn die Batterie nicht schlappmacht), springt der Motor an ... holpert eine Weile ... und läuft dann rund.

Dieses Buch enthält Geschichten, die als Inspirationsblitz aufgetaucht sind, zum Beispiel »Sommerdonner«, und sofort geschrieben werden mussten, auch wenn das be-

deutete, die Arbeit an einem Roman zu unterbrechen. Andere wie »Raststätte Mile 81« haben jahrzehntelang geduldig auf ihre Chance gewartet. Der strenge Fokus, den es zum Entstehen einer guten Kurzgeschichte bedarf, ist jedoch immer derselbe. Romane zu verfassen ist ein wenig so wie beim Baseball, wo das Spiel so lange läuft wie notwendig, selbst wenn es zwanzig Innings dauern sollte. Kurzgeschichten zu schreiben ist mehr wie ein Basketball- oder Footballspiel – man kämpft nicht nur gegen das andere Team, sondern auch gegen die Uhr.

Geht es darum, erzählende Literatur zu schreiben, egal ob lang oder kurz, so findet der Lernprozess nie ein Ende. Für das Finanzamt bin ich aufgrund meiner Steuererklärung ein professioneller Schriftsteller, aber in kreativer Hinsicht bin ich immer noch ein Amateur, der sein Handwerk erlernt. Das gilt für uns alle. Jeder schreibend verbrachte Tag ist eine Lernerfahrung und ein Ringen darum, etwas Neues zu tun. Den Text herunterzuleiern ist unzulässig. Das eigene Talent kann man nicht vermehren, es ist angeboren, aber es ist möglich, dieses Talent vor dem Schrumpfen zu bewahren. Zumindest sehe ich das gern so.

Und he! Ich tue es immer noch wahnsinnig gern.

III

Da sind sie also, die Waren, meine lieben treuen Leser. Heute Nacht verkaufe ich ein bisschen von allem – ein Monster, das wie ein Auto aussieht (ein Anklang an *Christine*), einen Mann, der töten kann, indem er Nachrufe schreibt, einen E-Reader, der Zugang zu Parallelwelten bietet, und jenes immerwährende Lieblingsmotiv, das Ende

der Menschheit. So etwas biete ich gern feil, wenn die anderen Verkäufer schon lange heimgegangen sind, wenn die Straßen verlassen sind und wenn eine kalte Mondrinde über den Schluchten der Großstadt schwebt. Dann breite ich *meine* Decke aus und lege *meine* Waren bereit.

Genug geredet. Vielleicht möchtet ihr jetzt etwas kaufen, ja? Alles, was ihr seht, ist von Hand gemacht, und obwohl ich jeden einzelnen Artikel liebe, verkaufe ich sie alle gern, weil ich sie speziell für euch gemacht habe. Nur zu, ihr könnt sie euch ruhig näher ansehen, aber seid bitte vorsichtig.

Bestenfalls sind sie bissig und schnappen zu.

6. August 2014

Als ich neunzehn war und an der University of Maine studierte, nahm ich ungefähr jedes dritte Wochenende die 150 Meilen lange Fahrt von Orono nach Durham auf mich, einer Kleinstadt, die in meinen Büchern für gewöhnlich Harlow heißt. Dort besuchte ich meine Freundin ... und meine Mutter, wenn ich schon mal in der Gegend war. Ich fuhr damals einen 61er Ford Station Wagon mit Sechszylindermotor, drei Gängen und Lenkradschaltung (wenn euch das nichts sagt, fragt euren Vater), den ich von meinem Bruder David geerbt hatte.

Zu jener Zeit war die I-95 noch nicht so stark befahren. Nach dem Labor Day Anfang September, wenn die Urlauber in die Arbeitswelt zurückkehrten, lag sie streckenweise sogar völlig verlassen da. Weil es natürlich noch keine Handys gab, hatte man nur zwei Möglichkeiten, wenn das Auto liegen blieb: Entweder man reparierte es selbst, oder man wartete, bis ein barmherziger Samariter anhielt und einen bis zur nächsten Werkstatt mitnahm.

Auf diesen langen Fahrten entwickelte ich eine tief sitzende Abneigung gegen Mile 85, einen Streckenabschnitt, der zwischen Gardiner und Lewiston durch absolutes Niemandsland führte. Wenn meine alte Karre dort den Geist aufgab – so meine feste Überzeugung –, würde ich kurz darauf ihrem Beispiel folgen. Ich stellte mir mein Auto einsam und verlassen auf der Standspur vor. Ob jemand anhalten und nach dem Fahrer sehen würde? Nur für den

Fall, dass er womöglich gerade in seinem Wagen einen Herzinfarkt erlitt? Selbstverständlich würde jemand anhalten. Barmherzige Samariter gibt es überall, ganz besonders mitten in der Pampa. Die Hinterwäldler halten eben zusammen.

Dann fiel mir ein, dass man meinen alten, so harmlos wirkenden Station Wagon durchaus für eine perfide Todesfalle halten konnte, die nur darauf wartete, dass ein unvorsichtiger Mensch hineintappte. Keine schlechte Geschichte, wie ich fand. Ich schrieb sie auf und nannte sie »Mile 85«. Allerdings wurde sie weder überarbeitet noch gar veröffentlicht, weil sie mir abhandenkam. Damals warf ich mir regelmäßig LSD ein, wodurch mir alles Mögliche abhandenkam. Unter anderem auch hin und wieder mein Verstand.

Vierzig Jahre später: Obwohl die I-95 durch Maine im 21. Jahrhundert deutlich stärker befahren ist, herrscht nach den Sommerferien immer noch wenig Verkehr. Durch Budgetkürzungen wurden viele Raststätten geschlossen, so auch die kleine Tankstelle mit dem Burger King in der Nähe der Ausfahrt Lewiston (wo ich mir so manchen Whopper genehmigt habe). Das Gebäude stand lange leer, wurde immer trostloser und schäbiger und rottete hinter den DURCHFAHRT VERBOTEN-Schildern an Ein- und Ausfahrt vor sich hin. Die harten Winter hatten Risse im Asphalt des Parkplatzes hinterlassen, aus denen Unkraut wucherte.

Als ich eines Tages wieder einmal daran vorbeikam, fiel mir meine alte, verschollene Geschichte ein, und ich beschloss, sie noch einmal zu schreiben. Die aufgegebene Raststätte befand sich ein paar Meilen südlich der von mir so gefürchteten Mile 85, deshalb musste ich den Titel geringfügig anpassen. Sonst hat sich, wenn ich mich recht

erinnere, nichts geändert. Die Raststätte vor der Ausfahrt ist inzwischen Vergangenheit, genau wie der alte Ford, die Freundin in Durham und viele meiner früheren Laster – aber diese Story bleibt. Und sie ist eine meiner Lieblingsgeschichten.

Raststätte Mile 81

*Für Nye Willden und Doug Allen,
die meine ersten Kurzgeschichten annahmen*

1. Pete Simmons (Huffy, Bj. 2007)

»Du kannst nicht mit«, sagte sein älterer Bruder.

George sprach mit gedämpfter Stimme, obwohl seine übrigen Freunde – eine Gruppe Zwölf- und Dreizehnjähriger aus der Nachbarschaft, die sich die Rip-Ass Raiders nannten – am anderen Ende der Straße waren. Wo sie ziemlich ungeduldig auf ihn warteten. »Ist viel zu gefährlich.«

»Ich hab keine Angst«, antwortete Pete. Er sagte das ganz tapfer, obwohl er eigentlich schon etwas Angst hatte. George und seine Freunde wollten zur Kiesgrube hinter der Bowlingbahn. Dort wollten sie was spielen, was Normie Therriault erfunden hatte. Normie war der Anführer der Rip-Ass Raiders, und das Spiel hieß Fallschirmspringer des Satans. Zum Rand der Kiesgrube führte ein Weg mit tiefen Fahrspuren, und das Spiel bestand daraus, ihn mit vollem Tempo auf dem Rad hinunterzurasen, dabei aus voller Lunge »*Raiders sind die Größten*« zu brüllen und erst direkt an der Kante abzuspringen. An der üblichen Stelle ging es höchstens drei Meter oder

so runter, und die erprobte Landefläche war recht weich, aber früher oder später würde jemand anstatt auf dem Sand auf dem harten Kies landen und sich den Knöchel verstauchen oder den Arm brechen. Das wusste sogar Pete (obwohl das für ihn den Reiz an der Sache noch erhöhte). Dann würden die Eltern das rauskriegen, und das Ende der Fallschirmspringer des Satans wäre gekommen. Vorläufig ging das Spiel jedoch – natürlich ohne Helm – weiter.

George ließ seinen Bruder aus gutem Grund nicht mitspielen; er war nämlich für Pete verantwortlich, solange ihre Eltern in der Arbeit waren. Wenn Pete sein Huffy in der Kiesgrube zu Schrott fuhr, dann bekäme George höchstwahrscheinlich eine ganze Woche Hausarrest. Und wenn der Kleine sich was brach, gab's bestimmt sogar einen Monat. Und wenn es – gottbewahre! – der Hals war, würde George sich vermutlich die gesamte Zeit, bis er aufs College ging und zu Hause auszog, in seinem Zimmer vertreiben müssen ...

Außerdem liebte er den kleinen Scheißer.

»Häng einfach hier draußen ab«, sagte George. »In zwei Stunden sind wir wieder da.«

»Mit *wem* abhängen?«, fragte Pete. Es waren Osterferien, aber alle seine Freunde, die seine Mutter als altersgemäß bezeichnen würde, schienen irgendwohin verreist zu sein. Ein paar waren nach Disney World in Orlando gefahren, und wenn Pete daran dachte, stieg Neid und Eifersucht in ihm auf – ein übles Gebräu, aber eigenartig wohlschmeckend.

»Häng einfach ab«, sagte George. »Geh in den Supermarkt oder so was.« Er wühlte in der Hosentasche und brachte zwei verknitterte Dollarscheine zum Vorschein. »Hier hast du ein bisschen Knete.«

Pete sah auf das Geld. »Super, damit kann ich mir ja 'ne Corvette kaufen. Oder gleich zwei.«

»Beeil dich, Simmons, sonst fahren wir ohne dich!«, rief Normie.

»Komme!«, rief George zurück. Dann sagte er leise zu Pete: »Nimm das Geld, und sei kein Hosenscheißer.«

Pete nahm das Geld. »Ich hab sogar mein Vergrößerungsglas dabei«, sagte er. »Ich wollt denen zeigen, wie ...«

»Den Babytrick haben die doch alle schon tausendmal gesehen«, sagte George. Als er sah, wie Petes Mundwinkel nach unten zuckten, bemühte er sich, den Schlag etwas abzumildern. »Guck dir außerdem den Himmel an, Blödmann. Bei so viel Wolken kannst du mit dem Vergrößerungsglas kein Feuer machen. Häng einfach ab, ja? Wenn ich zurückkomme, spielen wir Schiffe versenken oder so was am Computer.«

»Okay, Schisser, dann bis später!«, rief Normie herüber.

»Ich muss jetzt los«, sagte George. »Tu mir den Gefallen, und mach nichts Dummes. Bleib einfach in der Nähe.«

»Du brichst dir wahrscheinlich die Wirbelsäule und bist dann dein ganzes Leben gelähmt und im Arsch«, sagte Pete ... und spuckte hastig zwischen gespreizten Fingern aus, um den Fluch ungeschehen zu machen. »*Alles Gute!*«, rief er seinem Bruder nach. »*Spring am weitesten!*«

George winkte mit einer Hand, um zu zeigen, dass er verstanden hatte, sah sich aber nicht noch einmal um. Er stand auf den Pedalen seines Fahrrads, eines großen, alten Schwinns, das Pete bewunderte, aber nicht fahren konnte (einmal hatte er es versucht und war mitten in der Einfahrt hingeknallt). Pete beobachtete, wie sein Bruder das Tempo steigerte, während er ihre Straße hier im Vorort Auburn entlangraste, um zu seinen Kumpels aufzuschließen.

Dann war Pete allein.

Er nahm das Vergrößerungsglas aus der Gepäcktasche und hielt es über den Unterarm, aber es gab weder einen Lichtfleck, noch spürte er, dass es warm wurde. Grimmig sah er zu den tief hängenden Wolken auf und steckte das Vergrößerungsglas zurück. Es war ein gutes, ein Richforth. Er hatte es letzte Weihnacht bekommen, als Hilfsmittel für seine Ameisenfarm im Naturkundeprojekt an der Schule.

»Es wird in der Garage enden und Staub ansetzen«, hatte sein Vater gesagt, aber obwohl das Ameisenfarmprojekt seit Februar beendet war (Pete und seine Partnerin Tammy Witham hatten eine Eins dafür bekommen), hatte Pete das Vergrößerungsglas immer noch nicht satt. Besonderen Spaß machte es ihm, im Garten hinter dem Haus Löcher in Papierfetzen zu brennen.

Aber nicht heute. Heute erstreckte sich der Nachmittag vor ihm so endlos wie eine Wüste. Er konnte nach Hause fahren und fernsehen, aber sein Vater hatte alle interessanten Programme blockiert, nachdem er entdeckt hatte, dass George *Boardwalk Empire*, das voller Gangster und nackter Busen war, aufgezeichnet hatte. Auf ähnliche Weise war Petes Computer blockiert, und er hatte noch nicht rausgekriegt, wie sich diese Kindersicherung umgehen ließ; obwohl das noch kommen würde – es war nur eine Frage der Zeit.

Also?

»Also nichts«, sagte er halblaut und strampelte auf seinem Rad langsam zum Ende der Murphy Street. »Also ... beschissen ... nichts.«

Zu klein, bei den Fallschirmspringern des Satans mitzumachen, weil es zu gefährlich wäre. Echt Scheiße. Wenn ihm doch nur etwas einfiel, was George und Normie und all den Raiders zeigen würde, dass auch kleine Jungen Gefahren bestehen kann...

Da fiel ihm etwas ein. Er konnte die aufgegebene Raststätte erforschen! Pete glaubte nicht, dass die Großen davon wussten, denn der Junge, Craig Gagnon, der ihm davon erzählt hatte, war in seinem Alter gewesen. Er hatte gesagt, er sei letzten Herbst mit ein paar anderen Kindern, Zehnjährigen, dort gewesen. Natürlich konnte das alles gelogen gewesen sein, aber das glaubte Pete nicht. Craig hatte zu viele Einzelheiten erzählt, obwohl er sonst nicht gerade besonders fantasievoll war. Eher sogar unterbelichtet.

Mit dem Ziel vor Augen trat Pete nun schneller in die Pedale. Am Ende der Murphy Street bog er links in die Hyacinth ein. Auf dem Bürgersteig war niemand unterwegs, am Randstein parkten keine Autos. Aus dem Haus der Rossignols war das Heulen eines Staubsaugers zu hören, aber sonst hätten alle schlafen oder tot sein können. Pete vermutete, dass sie in Wirklichkeit, wie seine Eltern auch, in der Arbeit waren.

Er fuhr nach rechts auf die Rosewood Terrace hinaus, vorbei an dem gelben Schild mit der Aufschrift SACKGASSE. Entlang der Rosewood standen nur ungefähr ein Dutzend Häuser. Am Ende der Straße verlief ein Maschendrahtzaun quer über die Fahrbahn. Dahinter lag ein Dickicht aus Büschen und kümmerlichem aufgeforstetem Wald. Als Pete sich dem Maschendrahtzaun (und dem daran völlig überflüssigerweise angebrachten Schild KEINE DURCHFAHRT) näherte, hörte er zu treten auf und rollte im Freilauf weiter.

Eines war ihm – vage – bewusst: Auch wenn er George und seine Raider-Kumpels als Große ansah (wofür die Raiders sich natürlich selbst hielten), waren sie nicht *wirklich* die Großen. Die wirklich Großen waren ultra-coole Teenager, die einen Führerschein und eine Freundin

hatten. Echte Große gingen auf die Highschool. Sie tranken gern, rauchten Gras, hörten Heavy Metal oder Hip-Hop und fummelten mit den Mädchen rum.

Also auf zur aufgegebenen Raststätte!

Pete stieg von seinem Huffy ab und sah sich um, ob er beobachtet wurde. Hinter ihm war niemand. Sogar die lästigen Crosskill-Zwillinge, die jede Ferien im ganzen Viertel Seilspringen übten (im Tandem), waren nirgends zu sehen. Ein glattes Wunder, fand Pete.

Nicht allzu weit entfernt konnte Pete das gleichmäßige *Wusch-wusch-wusch* von Autos auf der I-95 hören, die in südlicher Richtung nach Portland oder in nördlicher nach Augusta unterwegs waren.

Sogar wenn Craig die Wahrheit gesagt hatte, war der Zaun wahrscheinlich repariert worden, dachte Pete. Bei seiner Pechsträhne heute würde ihn das nicht wundern.

Als er näher hinsah, war jedoch zu erkennen, dass der Zaun, obwohl er so aussah, in Wirklichkeit nicht ganz war. Irgendjemand (vermutlich ein Teenager, der schon längst in die Reihen der Jungen Erwachsenen übergewechselt war) hatte die Felder in gerader Linie von oben bis unten durchgeknipst. Pete sah sich nochmals um, dann griff er mit beiden Händen in die Metallrauten und drückte dagegen. Er erwartete Widerstand, aber es gab keinen. Das durchtrennte Stück Maschendrahtzaun schwang nach innen auf wie das Hoftor einer Farm. Die Wirklich Großen hatten es tatsächlich benutzt. Volltreffer.

Das war nur logisch, wenn man darüber nachdachte. Sie mochten einen Führerschein haben, aber sowohl Einfahrt als auch Ausfahrt der Raststätte Mile 81 waren jetzt mit großen orangeroten Fässern des Straßendienstes verbarrikadiert. Aus dem rissigen Beton des verlassenen Park-

platzes wucherte bereits das Unkraut. Das hatte Pete selbst schon tausendmal gesehen, weil der Schulbus die I-95 benutzte, um von Laurelwood aus, wo er zustieg, drei Ausfahrten weit zur Auburn Elementary School Nr. 3 in der Sabattus Street zu fahren.

Er konnte sich noch an die Zeit erinnern, wo die Raststätte geöffnet gewesen war. Es hatte eine Tankstelle, einen Burger King, einen Frozen-Yogurt-Laden und einen Sbarro mit lecker italienischer Pizza und Pasta gegeben. Dann war die Mile 81 geschlossen worden. Petes Dad hatte mal gesagt, am Turnpike gebe es einfach zu viele Raststätten und der Staat könne es sich nicht leisten, alle zu betreiben.

Pete schob sein Rad durch die Lücke im Maschendrahtzaun, dann drückte er das improvisierte Tor wieder zu, bis die Rauten zusammenpassten und der Zaun wieder wie unberührt aussah. Er ging auf die Wand aus Büschen zu und achtete darauf, mit den Reifen vom Huffy nicht über Glasscherben zu fahren (von denen es auf dieser Seite vom Zaun nicht wenige gab). Außerdem hielt er Ausschau nach dem Besonderen, das es hier geben musste; der zerschnittene Zaun sprach Bände davon.

Und da war es auch, von ausgetretenen Zigarettenkippen und ein paar weggeworfenen Bier- und Limonadenflaschen markiert: ein Trampelpfad, der tiefer ins Gebüsch führte. Pete schob sein Rad weiter und folgte dem Pfad. Das hohe Gebüsch verschluckte ihn. Und hinter ihm verträumte die Rosewood Terrace einen weiteren trüben Frühlingstag.

Es war, als wäre Pete Simmons niemals da gewesen.

Der Trampelpfad zwischen dem Maschendrahtzaun und der Raststätte Mile 81 war nach Petes Schätzung unge-

fähr eine halbe Meile lang, und unterwegs gab es überall Hinweise auf die Jugendlichen: ein halbes Dutzend winzige braune Fläschchen (zwei noch mit Kokslöffeln, an denen Rotz klebte), leere Snackpackungen, ein Slip mit Spitzenbesatz, der an einem Dornbusch hing (Pete hatte den Eindruck, dass er schon länger dort hing, vielleicht schon an die fünfzig Jahre), und – Jackpot! – eine halb volle Flasche Wodka Popov, noch mit Schraubverschluss. Nach kurzer innerer Diskussion steckte Pete sie in die Gepäcktasche zu seinem Vergrößerungsglas, dem neuesten Heft von *Locke & Key* und einigen in einem Plastikbeutel verstauten doppelt gefüllten Oreos.

Er schob sein Rad über einen träge fließenden kleinen Bach, und *bingo-boingo*: Da war die Rückseite der Raststätte. Hier gab es einen weiteren Maschendrahtzaun, aber auch dieser war aufgeschnitten, und Pete konnte glatt hindurchschlüpfen. Der Trampelpfad führte nun durch hohes Gras zum rückwärtigen Parkplatz. Wo früher die Lastwagen mit ihren Lieferungen vorgefahren waren, vermutete er. In der Nähe des Gebäudes konnte er auf dem Asphalt dunklere Rechtecke sehen, wo einmal die Müllcontainer gestanden hatten. Pete klappte den Fahrradständer herunter und stellte sein Huffy auf einem der Rechtecke ab.

Als er daran dachte, was als Nächstes bevorstand, fing sein Herz an zu pochen. *Das ist Einbruch, mein Lieber. Dafür kannst du ins Gefängnis kommen.* Aber war es Einbruch, wenn man eine offene Tür vorfand oder das Brett bei einem vernagelten Fenster lose war? Natürlich würde er dort unbefugt eindringen, aber war bloßes Eindringen schon eine Straftat?

Im Innersten wusste er, dass es eine war, obwohl es vermutlich ohne Gefängnis abgehen würde, solange keine

Gewalt im Spiel war. Und war er nicht hergekommen, um etwas zu riskieren? Etwas, womit er später Normie und George und den übrigen Rip-Ass Raiders gegenüber angeben konnte?

Okay, er hatte Angst, aber wenigstens langweilte er sich nicht mehr.

Beim Versuch, die Tür mit dem verblässenden Schild NUR FÜR PERSONAL zu öffnen, stellte er fest, dass sie nicht nur abgeschlossen, sondern *ernsthaft* abgesperrt war – sie gab keinen Millimeter nach. Flankiert wurde sie von zwei Fenstern, aber ein einziger Blick genügte, ihm zu zeigen, dass sie fest vernagelt waren. Dann erinnerte er sich an den Maschendrahtzaun, der unversehrt ausgesehen hatte, es aber nicht gewesen war, und rüttelte deshalb an den Brettern. Aussichtslos. Irgendwie war das eine Erleichterung. Jetzt konnte er einfach unverrichteter Dinge umdrehen, wenn er wollte.

Nur ... die Wirklich Großen *kamen* dort rein. Das stand für ihn fest. Wie also schafften sie das? Von der Vorderseite aus? In Sichtweite vom Verkehr auf dem Turnpike? Vielleicht wenn sie nachts kamen? Pete hatte jedenfalls nicht vor, das am helllichten Tag auszuprobieren. Wenn jeder vorbeikommende Autofahrer sich mit einem Handy beim Notruf melden konnte: »Vielleicht interessiert es Sie, dass sich an der Raststätte Mile 81 ein kleiner Rotzlöffel rumtreibt. Sie wissen schon, da, wo früher der Burger King war.«

Ich würd mir lieber bei Fallschirmspringer des Satans den Arm brechen, als meine Eltern von der State-Police-Station in Gray aus anrufen zu müssen. Sogar lieber beide Arme und mir gleichzeitig den Schniedel im Reißverschluss vom Hosenstall einklemmen.

Na ja, das vielleicht gerade nicht.

Er schlenderte zur Laderampe hinüber, und dort wieder: Jackpot! Vor der Betoninsel lagen Dutzende von Zigarettenskippen sowie ein paar dieser winzigen braunen Fläschchen, die ihre Königin umgaben: eine dunkelgrüne Hustensirupflasche. Die betonierete Fläche der Laderampe, an die die großen Sattelschlepper zurückstoßen konnten, befand sich in Petes Augenhöhe, aber der Beton bröckelte, und für einen gelenkigen Jungen in High-Chucks gab es hier reichlich Trittmöglichkeiten. Pete hob die Arme über den Kopf, fand mit den Fingerspitzen in der zerklüfteten Betonplatte der Laderampe Halt – und damit nahmen die Dinge ihren Lauf, wie es so schön hieß.

Auf die Betonfläche hatte jemand – die rote Farbe war schon verblasst – EDWARD LITTLE ROCKS, RED EDDIES SIND DIE GRÖSSTEN gesprüht. *Von wegen*, dachte Pete. Weder die Highschool noch ihre Sportmannschaften rockten oder waren die Größten. *Raiders sind die Größten!* Dann sah er sich von seinem jetzigen hohen Standort aus um, grinste und sagte laut: »Eigentlich sogar: *Pete ist der Größte.*« Und wie er dort oben über dem rückwärtigen Parkplatz der Raststätte stand, kam er sich auch so vor. Zumindest für den Augenblick.

Er kletterte wieder hinunter – nur um sich zu vergewissern, dass das kein Problem war –, dann erinnerte er sich an das Zeug in seiner Gepäcktasche. Vorräte für den Fall, dass er den ganzen Nachmittag hier verbringen wollte, mit Erkundungen und so 'n Scheiß. Er überlegte, was er mitnehmen sollte, und beschloss dann, die Tasche abzuschnallen und alles mitzunehmen. Sogar das Vergrößerungsglas konnte sich als nützlich erweisen. In seinem Gehirn nahm eine verschwommene Vorstellung Gestalt an: Zehnjähriger Detektiv entdeckte in verlassener

Raststätte ein Mordopfer und klärte das Verbrechen auf, bevor die Polizei auch nur wusste, dass es verübt worden war. Pete konnte sich schon sehen, wie er den mit offenem Mund zuhörenden Raiders erklärte, dass das Ganze wirklich kinderleicht gewesen sei. Elementar, meine lieben Wichser.

War natürlich Bockmist, aber schon so zu tun, als ob, wäre ein Heidenspaß.

Er hob die Tasche auf die Laderampe (wegen der halb vollen Wodkaflasche besonders vorsichtig) und kletterte wieder hinauf. Das in das Gebäude führende Rolltor aus Wellblech war gut dreieinhalb Meter hoch und unten nicht etwa mit einem, sondern sogar zwei riesigen Vorhängeschlössern gesichert. In das hohe Tor war jedoch eine Fußgängertür eingelassen. Pete probierte den Türknopf. Vergebens. Die schmale Tür ließ sich auch nicht durch Ziehen oder Drücken öffnen. Immerhin gab sie etwas nach. Sogar ein gutes Stück. Er sah nach unten und stellte fest, dass jemand einen Holzkeil unter die Tür geklemmt hatte: wohl die simpelste Vorsichtsmaßnahme, die man sich vorstellen konnte. Aber was konnte man andererseits von Teenagern, die von Koks und Hustensirup high waren, viel mehr erwarten?

Pete zog den Keil heraus, und diesmal ging die Tür quiet-schend auf.

Die großen Schaufenster des ehemaligen Burger Kings waren nicht mit Brettern, sondern mit Drahtgittern gesichert, sodass Pete keine Mühe hatte, alles zu sehen, was es hier zu sehen gab. Im Restaurantbereich standen keine Esstische und gab es keine Sitznischen mehr, der Küchenbereich war nur ein düsteres Loch, in dem einige Drähte aus den Wänden ragten, und überall hingen Platten der

Deckenverkleidung herab, dennoch war der Raum nicht ganz unmöbliert.

In der Mitte waren, von Klappstühlen umgeben, zwei Spieltische zusammengeschoben worden. Auf der so entstandenen breiten Fläche standen ein Dutzend überquellender Blechschalenbecher, dazu gab es mehrere Kartenspiele mit schmuddeligen Bicycle-Pokerkarten und eine Schatulle mit Pokerchips. Die Wände waren mit zwanzig oder dreißig Zeitschriftenpostern geschmückt. Pete begutachtete sie mit großem Interesse. Er kannte Muschis, hatte auf HBO und CinemaSpank mehr als nur ein paar gesehen (bevor seine Eltern das mitbekommen und alle Premium-Kabelkanäle gesperrt hatten), aber die hier waren *rasierte* Muschis. Pete wusste nicht recht, was das Besondere daran sein sollte – ihm kamen sie ein bisschen eklig vor –, aber er würde vermutlich noch draufkommen, wenn er älter war. Außerdem machten die nackten Möpfe das wieder wett. Nackte Möpfe waren echt geil.

In einer Ecke waren drei schmutzige Matratzen wie die Spieltische zusammengeschoben worden, aber Pete war alt genug zu wissen, dass hier nicht gepokert wurde.

»Zeig mir deine Muschi!«, befahl er einem der *Hustler-Girls* an den Wänden und kicherte. Dann sagte er: »Zeig mir deine *rasierte* Muschi!«, und kicherte noch lauter. Irgendwie wünschte er sich, Craig Gagnon wäre hier, obwohl Craig ein Schwachkopf war. Sie hätten miteinander über die rasierten Muschis lachen können.

Er machte sich auf einen Rundgang durch den Raum und schnaubte dabei weiter kleine, zerplatzende Lachblasen. Die Luft in der Raststätte war feucht, aber gar nicht so kühl. Schlimm war nur der Geruch: eine Kombination aus kaltem Zigarettenrauch, Haschischduft, altem

Fusel und Kriechfäule in den Wänden. Pete glaubte, auch verwesendes Fleisch zu riechen. Vermutlich von bei Rosselli's oder Subway gekauften Sandwichs.

An der Wand neben der Theke, wo die Leute früher Whopper und Whaler bestellt hatten, entdeckte Pete ein weiteres Poster. Es zeigte Justin Bieber, als der Beeb vielleicht sechzehn war. Zwei Zähne waren schwarz übermalt worden, und jemand hatte ihm ein Hakenkreuztattoo auf die Backe geklebt. Aus seiner Moppfrisur sprossen rote Teufelhörner. In seinem Gesicht steckten Dartpfeile. An die Wand über dem Poster hatte jemand mit breitem Filzschreiber MUND 15 PKT, NASE 25 PKT, AUGEN 30 PKT JE geschrieben.

Pete zog die Pfeile heraus und ging in dem großen, leeren Raum rückwärts, bis er einen schwarzen Strich auf dem Fußboden erreichte. Daneben stand in Druckschrift BEEBER-LINIE. Pete stellte sich dahinter und warf die sechs Pfeile. Er wiederholte das mindestens zehnmal. Beim letzten Versuch erzielte er hundertfünfundzwanzig Punkte. Was er ziemlich gut fand. Er stellte sich vor, wie sein Bruder George und Normie Therriault ihm Beifall klatschten. Er ging zu einem der Fenster mit dem Drahtgitter hinüber und starrte auf die leeren Betoninseln, auf denen die Zapfsäulen gestanden hatten, und auf den Verkehr dahinter hinaus. Den wenigen Verkehr. Sobald der Sommer da war, würden die Touristen und Sommerhausbesitzer dort draußen vermutlich wieder Stoßstange an Stoßstange dahinschleichen – außer sein Vater behielt recht, und der Benzinpreis stieg auf sieben Dollar pro Gallone. Dann würden alle zu Hause bleiben.

Und jetzt? Pete hatte Darts gespielt, er hatte so viele rasierte Muschis gesehen, dass er, na ja, vielleicht nicht

gerade fürs ganze Leben genug hatte, aber wenigstens für ein paar Monate, und es gab keine Morde aufzuklären. Was jetzt also?

Wodka, beschloss er. Der kam als Nächstes. Er würde ein paar Schlucke probieren, nur um zu beweisen, dass er es konnte, und damit zukünftige Prahlereien den entscheidend wichtigen wahrhaften Klang hatten. Danach würde er vermutlich seinen Scheiß zusammenpacken und in die Murphy Street zurückradeln. Er würde sein Bestes tun, sein Abenteuer als interessant – sogar als hoch spannend – zu schildern, obwohl mit diesem Raum in Wirklichkeit nicht viel los war. Nur ein Ort, an dem die Wirklich Großen zusammenkommen, Karten spielen und mit den Mädchen rumfummeln konnten, ohne bei Regen nass zu werden.

Aber Schnaps ... das war schon etwas.

Pete nahm die Gepäcktasche mit zu den Matratzen hinüber und setzte sich (wobei er sorgfältig die Flecken mied, von denen es nicht wenige gab). Er nahm die Wodkaflasche heraus und betrachtete sie mit leicht verbissener Faszination. Mit zehn, fast schon elf Jahren hatte er keine besondere Lust, die Vergnügungen Erwachsener auszuprobieren. Vor einem Jahr hatte er seinem Großvater eine Zigarette stibitzt und sie hinter dem 7-Eleven geraucht. Oder wenigstens zur Hälfte geraucht. Dann hatte er sich vornübergebeugt und sein Mittagessen zwischen seine Chucks gespuckt. Jener Tag hatte ihm eine interessante, wenn auch nicht sonderlich wertvolle Information eingebracht: Bohnen und Wiener Würstchen sahen zwar nicht besonders großartig aus, wenn man sie in den Mund schob – aber sie schmeckten wenigstens gut. Wenn sie oben wieder herauskamen, sahen sie grausig aus und schmeckten noch grausiger.

Die augenblickliche und nachdrückliche Ablehnung jener American Spirit durch seinen Körper ließ ihn vermuten, dass Alkohol nicht besser, sondern eher schlimmer sein würde. Aber wenn er den Wodka nicht wenigstens kostete, wäre jede Angeberei gelogen. Und sein Bruder George besaß ein Lügenradar – zumindest was Pete anging.

Wahrscheinlich muss ich wieder kotzen, dachte er, dann sagte er laut: »Die gute Nachricht ist, dass ich in *diesem* Loch nicht der Erste sein werde.«

Darüber musste er wieder lachen. Er lächelte noch, als er die Flasche aufschraubte und sich die Öffnung unter die Nase hielt. Es roch komisch, aber nur leicht. Vielleicht war es gar kein Wodka, sondern Wasser, und der Geruch nur ein Überbleibsel von jenem. Als er die Flasche an die Lippen setzte, hoffte er halb, dass das zutraf, und halb, dass es nicht stimmte. Er erwartete nicht viel und wollte sich ganz sicher nicht betrinken und sich womöglich den Hals brechen, wenn er wieder von der Laderampe kletterte, aber Pete war neugierig. Seine Eltern *lieben* dieses Zeug.

»Wer sich traut, zuerst«, sagte er völlig grundlos und nahm einen kleinen Schluck.

Es war kein Wasser, das stand fest. Es schmeckte wie heißes, dünnflüssiges Öl. Er schluckte es vor allem aus Überraschung hinunter. Der Wodka floss heiß durch seine Kehle, dann explodierte er im Magen.

»Heiliger Bimbam!«, rief Pete aus.

Tränen schossen ihm in die Augen. Er hielt die Flasche auf Armeslänge von sich, als hätte sie ihn gebissen. Aber die Hitze im Magen klang bereits ab, und er fühlte sich so weit okay. Nicht betrunken, aber auch nicht so, als müsste er wieder kotzen. Nachdem er nun wusste, was

ihn erwartete, nahm er einen weiteren kleinen Schluck. Hitze im Mund ... Hitze in der Kehle ... und dann, rums, im Magen. Gar nicht so schlecht.

Er spürte jetzt ein Kribbeln in den Armen und Händen. Vielleicht auch im Nacken. Nicht das Gefühl Tausender Nadelstiche, wenn einem ein Arm oder ein Bein einschlieft, mehr das Kribbeln, mit dem etwas aufwachte.

Pete setzte die Flasche abermals an die Lippen, dann ließ er sie sinken. Es gab mehr zu bedenken, als dass er von der Laderampe fallen oder sein Rad auf dem Heimweg zu Schrott fahren könnte (er fragte sich kurz, ob man wegen Trunkenheit am Lenker verhaftet werden konnte, und hielt es für durchaus möglich). Ein paar Schlucke Wodka zu nehmen, um damit angeben zu können, war in Ordnung, aber wenn er so viel trank, das er beschwipst wurde, würden seine Eltern es merken, wenn sie nach Hause kamen. Ein Blick würde genügen. Sich nüchtern zu stellen würde nichts nutzen. Sie tranken, ihre Freunde tranken, und manchmal tranken sie auch einen über den Durst. Sie würden die Anzeichen erkennen.

Außerdem galt es, den gefürchteten KATER zu bedenken. Pete und George hatten ihre Eltern an nicht wenigen Samstag- und Sonntagmorgen mit geröteten Augen und blassem Gesicht durchs Haus schleichen sehen. Sie nahmen dann Vitaminpillen, sie verlangten, dass man den Fernseher leise drehte, und Musik war strikt verboten. Ein KATER schien das absolute Gegenteil von Spaß zu sein.

Trotzdem, ein weiteres Schlückchen konnte wohl nicht schaden.

Pete nahm einen etwas kräftigeren Zug und rief: »*Zisch, wir haben abgehoben!*« Darüber musste er lachen. Er fühlte sich leicht benommen, aber das war ein total angeneh-

mes Gefühl. Rauchen war nichts für ihn. Trinken anscheinend schon eher.

Er stand auf, schwankte leicht, fand sein Gleichgewicht wieder und lachte noch mehr. »Springt ruhig in die blöde Kiesgrube, so viel ihr wollt, ihr Waschlappen«, sagte er in das leere Restaurant. »Ich bin hackedicht, und hackedicht sein ist besser.« Das war irrsinnig witzig, und er lachte schallend laut.

Bin ich wirklich dicht? Von drei kleinen Schlucken?

Das war schwer zu glauben, aber er war eindeutig beerauscht. Also Schluss damit. Genug war genug. »Trink mit Verstand«, forderte er das leere Restaurant auf und prustete los.

Er würde noch eine Zeit lang hier herumhängen und warten, bis die Wirkung abgeklungen war. Das würde wohl eine Stunde dauern, höchstens zwei. Sagen wir bis drei Uhr. Er trug keine Armbanduhr, aber der Glockenschlag von der St. Joseph's würde ihm sagen, wann es drei war. Dann würde er gehen, nachdem er den Wodka (für mögliche spätere Experimente) versteckt und den Holzkeil wieder unter die Tür geschoben hatte. Sein erstes Ziel nach der Rückkehr in ihr Wohngebiet würde das 7-Eleven sein, wo er eine Packung von diesem wirklich starken Teaberry-Kaugummi kaufen würde, damit er auch bestimmt keine Fahne mehr hatte. Er hatte Kinder sagen hören, aus der Hausbar seiner Eltern klaue man am besten Wodka, weil er *geruchlos* sei – aber Pete war jetzt ein klügeres Kind als noch eine Stunde zuvor.

»Außerdem möchte ich wetten, dass meine Augen rot sind«, erklärte er dem ausgeräumten Restaurant in belehrendem Ton. »Wie die von meinem Vater, wenn er su vill Mantinis getrunken hat.« Er hielt inne. Das klang nicht ganz richtig, aber scheiß drauf.

Er sammelte die Dartpfeile ein, ging bis zur Beiber-Linie zurück und warf sie. Er verfehlte Justin mit allen bis auf einen, und das kam ihm lachhafter als alles andere vor. Er fragte sich, ob der Beeb mit einem Song, der »My Baby Shaves Her Pussy« hieß, einen Hit landen könnte, und das erschien ihm so komisch, dass er einen Lachkoller bekam und sich vornübergebeugt mit den Händen auf den Knien abstützen musste.

Als der Anfall vorbei war, wischte er sich die zwifache Rotzglocke von der Nase, schlenzte sie auf den Fußboden (*da geht sie dahin, deine Einstufung als gutes Restaurant, dachte er, sorry, Burger King*) und trottete zur Beiber-Linie zurück. Beim zweiten Versuch hatte er noch mehr Pech. Dabei sah er nichts doppelt oder so; er konnte nur den Beeb nicht festnageln.

Außerdem fühlte er sich doch ein bisschen kotzerig. Nicht sehr, aber er war froh, dass er keinen vierten Schluck genommen hatte. »Ich hätte meinen Popov gepoppt!«, sagte er und lachte. Dann ließ er einen volltönenden Rülpsen hören, der beim Heraufkommen brannte. Scheiße. Er ließ die Pfeile liegen und ging zu den Matratzen zurück. Bevor er sich setzte, überlegte er, sein Vergrößerungsglas zu nehmen und nachzusehen, ob vielleicht etwas Klitzekleines darauf rumkrabbelte, entschied dann aber, dass er es lieber doch nicht wissen wollte. Er dachte daran, ein paar Oreos zu essen, hatte aber Angst davor, was sie im Magen anrichten könnten. Der fühlte sich, ehrlich gesagt, etwas empfindlich an.

Er streckte sich aus und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. Er hatte gehört, wenn man wirklich betrunken sei, fange alles an, sich um einen zu drehen. Er spürte nichts dergleichen, aber ein Nickerchen konnte nicht schaden. Um das Schwipschen auszuschlafen, gewissermaßen.

»Aber nicht zu lange.«

Nein, nicht zu lange. Das wäre schlecht. Sollte er nicht zu Hause sein, wenn seine Eltern heimkamen, und sie ihn nicht finden können, würde er Ärger bekommen. George wahrscheinlich auch, weil er ihn allein gelassen hatte. Die Frage war nur, ob er auch wirklich aufwachen würde, wenn die St.-Joseph's-Uhr schlug.

In diesen letzten klaren Sekunden erkannte Pete, dass er das einfach würde hoffen müssen. Weil er sich nicht länger wach halten konnte.

Er schloss die Augen.

Und schlief in dem verlassenen Restaurant ein.

Draußen, auf der I-95 in Richtung Süden, erschien ein Kombi unbestimmter Marke und unbestimmten Baujahrs. Er fuhr weit langsamer als die auf dem Turnpike vorgeschriebene Mindestgeschwindigkeit. Ein flott gefahrener Sattelschlepper musste auf die Überholspur ausweichen und ließ wütend seine Druckluftfanfare ertönen.

Der Kombi, der fast nur noch ausrollte, bog auf die Einfahrt zur Raststätte ab, ohne das große Schild GESCHLOSSEN BETRIEB EINGESTELLT NÄCHSTE RASTSTÄTTE 27 MI zu beachten. Er prallte gegen vier der orangeroten Fässer, die die Zufahrt blockierten, ließ sie beiseiterollen und kam ungefähr sechzig Meter vor dem ehemaligen Restaurantgebäude zum Stehen. Die Fahrertür ging auf, aber niemand stieg aus. Es gab kein Warnsignal (he, Dämlack, deine Tür ist offen). Sie hing einfach stumm offen.

Hätte Pete Simmons den Wagen beobachtet, anstatt zu schlafen, hätte er den Fahrer nicht sehen können. Der Kombi war über und über mit Schlamm bespritzt, und die Frontscheibe war völlig verschmiert. Was seltsam war,

weil es in Neuengland seit über einer Woche nicht mehr geregnet hatte und der Turnpike staubtrocken war.

Unter dem bewölkten Aprilhimmel stand der Wagen ungefähr im ersten Drittel der Einfahrt. Die Fässer, die er umgefahren hatte, rollten aus. Die Fahrertür stand offen wie eine Einladung.

2. Doug Clayton (Prius, Bj. 2009)

Doug Clayton, seines Zeichens Versicherungsvertreter aus Bangor, war auf der Fahrt nach Portland, wo er eine Reservierung im Sheraton hatte. Er rechnete damit, spätestens um zwei Uhr dort zu sein. So hatte er reichlich Zeit für ein Nickerchen am Nachmittag (einen Luxus, den er sich selten leisten konnte), bevor er irgendwo auf der Congress Street zu Abend essen würde. Morgen würde er früh und munter im Portland Conference Center erscheinen, sein Namensschild erhalten und mit vierhundert weiteren Vertretern an einer Tagung zum Thema Naturkatastrophen mit dem Titel *Feuer, Sturm und Überschwemmung: Elementarschadenversicherung im 21. Jahrhundert* teilnehmen. Als Doug am Meilenstein 82 vorbeifuhr, näherte er sich seiner ganz persönlichen Katastrophe – die jedoch nichts mit dem zu tun hatte, was auf der Konferenz in Portland besprochen werden sollte.

Sein Koffer und seine Aktentasche lagen auf dem Rücksitz. Auf dem rechten vorderen Schalensitz lag eine Bibel (die King-James-Ausgabe; für Doug kam keine andere infrage). Er war einer von vier Laienpredigern der Kirche des Heiligen Erlösers, und wenn er mit dem Predigen

an der Reihe war, bezeichnete er seine Bibel gern als »das ultimative Versicherungshandbuch«.

Doug hatte Jesus Christus nach zehnjährigem Trinken (das im späten Teenageralter begonnen und bis weit in seine Zwanziger gereicht hatte) als persönlichen Erlöser angenommen. Diese ein Jahrzehnt andauernde Sauf tour hatte mit einem Totalschaden und dreißig Tagen im Penobscot County Jail geendet. In der ersten Nacht in jener übel riechenden, sarggroßen Haftzelle war er auf die Knie gesunken und hatte seither jeden Abend auf den Knien gelegen.

»Hilf mir, besser zu werden«, hatte er bei jenem ersten Mal und seitdem immer wieder gebetet. Das war ein einfaches Gebet, das erst zweifach, dann zehnfach, dann hundertfach beantwortet worden war. In ein paar Jahren, glaubte er, würde er tausendfach erreichen können. Und das Beste daran? Zuletzt erwartete einen das Paradies.

Seine Bibel war ziemlich abgenutzt, weil er jeden Tag darin las. Er mochte alle Geschichten darin, aber die eine, die er am meisten mochte und über die er am häufigsten meditierte, war das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Über diesen Abschnitt des Lukasevangeliums hatte er schon mehrmals gepredigt, und die Gemeinde der Erlöserkirche hatte ihn anschließend immer großzügig gelobt, Gott segne sie.

Vermutlich lag es daran, dass dieses Gleichnis ihn so *persönlich* betraf. An dem am Straßenrand liegenden ausgeraubten und verletzten Reisenden war zunächst ein Priester vorübergegangen; das hatte auch ein Levit getan. Und wer kommt dann vorbei? Ein böser, Juden hassender Samariter. Er jedoch ist derjenige, der hilft – Judenhasser hin oder her. Er gießt Öl und Wein auf die Wunden des Reisenden, dann verbindet er sie. Er lädt den Verletzten

auf seinen Esel und bezahlt ihm ein Zimmer in der nächsten Herberge.

»Welcher dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war?«, fragt Jesus den jungen Staranwalt, der ihn nach den Voraussetzungen für das ewige Leben gefragt hat. Und der Staranwalt, offensichtlich nicht dumm, erwidert: »Der die Barmherzigkeit an ihm tat.«

Wenn Doug Clayton einen Horror vor irgendetwas hatte, dann davor, wie der Levit in diesem Gleichnis zu sein. Hilfe zu verweigern, wo Hilfe gebraucht wurde. Auf der anderen Seite vorbeigehen. Als er den schlammigen Kombi ein kleines Stück weit in der Einfahrt der ehemaligen Raststätte stehen sah – die umgefahrenen orangeroten Fässer davor, die Fahrertür halb offen –, zögerte er daher nur kurz, bevor er den Blinker setzte und in die Einfahrt abbog.

Er hielt hinter dem Kombi und schaltete die Warnblinkanlage ein. Als er gerade aussteigen wollte, fiel ihm auf, dass der Kombi hinten kein Kennzeichen zu haben schien – obwohl er so verdammt schlammig war, dass sich das kaum genau feststellen ließ. Doug nahm sein Mobiltelefon aus der Mittelkonsole und vergewisserte sich, dass es eingeschaltet war. Ein barmherziger Samariter zu sein war so weit in Ordnung; sich einer nicht gekennzeichneten Rostlaube ohne Vorsichtsmaßnahmen zu nähern wäre einfach dumm gewesen.

Mit dem locker in der Linken gehaltenen Handy ging er auf den Kombi zu. Jawoll, kein Kennzeichen, das hatte er richtig gesehen. Er linste durch die Heckscheibe, konnte aber nichts erkennen. Zu viel Schlamm. Er ging auf die Fahrertür zu, dann blieb er stehen und betrachtete den Wagen stirnrundelnd als Ganzes. War das ein Ford oder ein Chevy? Der Teufel sollte ihn holen, wenn er das er-

kennen konnte. Was irgendwie merkwürdig war, weil er in seiner beruflichen Laufbahn Tausende von Kombis versichert haben musste.

Ob der wohl umgebaut war, fragte er sich. Na, vielleicht ... Aber wer würde sich die Mühe machen, einen Kombi in etwas so *Anonymes* umzubauen?

»Hi, hallo? Alles in Ordnung?«

Er ging auf die Tür zu und umklammerte dabei unmerklich sein Handy etwas fester. Er musste an irgendeinen Film denken, der ihm als Kind eine Heidenangst eingejagt hatte, irgendeine Geschichte von einem Spukhaus. Eine Gruppe von Teenagern hatte sich dem alten, verlassenem Haus genähert, und als einer sah, dass die Tür offen stand, hatte er seinen Kumpels zugeflüstert: »Seht mal, sie ist offen!« Man hätte sie gern davor gewarnt, dort reinzugehen, aber sie hatten es natürlich getan.

Das war Blödsinn. Falls jemand in diesem Wagen war, könnte er verletzt sein.

Natürlich konnte der Kerl ins Restaurant weitergegangen sein – vielleicht auf der Suche nach einem Münztelefon –, aber wenn er *wirklich* verletzt war ...

»Hallo?«

Doug streckte die Hand nach dem Türgriff aus, überlegte es sich dann anders und bückte sich, um hineinzulugen. Was er zu sehen bekam, war erschreckend: Die Vordersitzbank war ebenso mit Schlamm bedeckt wie das Lenkrad und das Instrumentenbrett. Dunkler Schleim tropfte von den altmodischen Drehknöpfen des Radios, und auf dem Lenkrad zeichneten sich Spuren ab, die zu seltsam aussahen, als dass sie von Händen stammen konnten. Die Handflächenabdrücke waren schrecklich groß, während die Fingerspuren schmal wie Bleistiftabdrücke waren.

»Ist da drinnen jemand?« Er nahm das Handy in die rechte Hand und griff mit der linken nach der Fahrertür. Er wollte sie ganz öffnen, um einen Blick auf den Rücksitz zu werfen. »Ist jemand ver...«

Er hatte einen Augenblick lang Zeit, den scheußlichen Gestank wahrzunehmen, dann explodierte seine linke Hand mit einem Schmerz, der so stark war, dass er den gesamten Körper durchzuckte und eine Feuersbrunst hinter sich herziehen schien, die jeder Faser Höllenqualen bereitete. Doug schrie nicht, konnte nicht schreien. Seine Kehle war von dem plötzlichen Schock gelähmt. Er sah nach unten und stellte fest, dass der Türgriff offenbar seine Handfläche aufgespießt hatte.

Die Finger waren kaum noch da. Er konnte nur noch Stummel sehen – alles bis unmittelbar zu den Knöcheln, wo der Handrücken begann, war irgendwie von der Tür verschluckt worden. Während Doug das alles betrachtete, brach der Ringfinger. Sein Ehering fiel klirrend auf den Asphalt.

Er konnte etwas spüren, o Gott und liebster Jesus, etwas wie Zähne. Sie kauten. Der Wagen fraß seine Hand.

Doug versuchte die Hand zurückzuziehen. Das Blut spritzte, teils gegen die schlammige Tür, teils auf seine Hose. Die Blutstropfen auf der Tür verschwanden sofort mit einem schwachen Sauggeräusch: *schlürf*. Einen Augenblick lang sah es so aus, dass er wieder freikam. Er konnte glänzende Fingerknochen sehen, von denen das Fleisch gesaugt war, und hatte kurz das albtraumhafte Bild vor sich, wie er einen Hähnchenflügel von KFC abnagte. *Leg ihn erst weg, wenn alles runter ist*, hatte seine Mutter immer gesagt, *dicht am Knochen ist das Fleisch am besten*.

Dann wurde er wieder nach vorn gerissen. Die Fahrertür öffnete sich, um ihn willkommen zu heißen: *Hallo, Doug, komm nur rein*. Er prallte mit dem Kopf gegen die

Türoberkante und spürte eine kalte Linie quer über die Stirn, die sofort brennend heiß wurde, als die Dachkante des Kombis durch seine Haut drang.

Er machte einen weiteren Fluchtversuch, indem er das Handy fallen ließ und sich mit der rechten Hand gegen das hintere Seitenfenster stemmte. Statt Halt zu bieten, gab die Scheibe nach und umklammerte gleich darauf seine Hand. Doug verdrehte die Augen und sah, dass die vermeintliche Glasscheibe jetzt wie eine Wasserfläche bei leichtem Wind Wellen schlug. Und wieso schlug sie Wellen? Weil sie kaute. Weil sie fraß.

Wenn das mein Lohn dafür ist, dass ich ein barmherziger Sam...

Die Oberkante der Fahrertür durchsägte die Schädeldecke und glitt mühelos ins Gehirn. Doug Clayton hörte ein lautes, helles Knacken, als zerbürste ein Tannenholzknoten in heißer Glut. Dann sank Dunkel über ihn herab.

Der Fahrer eines Lieferwagens, der nach Süden unterwegs war, blickte zufällig nach rechts und sah einen kleinen, grünen Wagen, der mit eingeschalteter Warnblinkanlage hinter einem mit Schlamm bedeckten Kombi stand. Ein Mann – vermutlich gehörte er zu dem kleinen, grünen Wagen – schien sich in die offene Tür des Kombis zu beugen und mit dem Fahrer zu sprechen. *Panne*, dachte der Lieferwagenfahrer und konzentrierte sich wieder auf den Verkehr. Kein barmherziger Samariter, er nicht.

Doug Clayton wurde in das Fahrzeug gerissen, als hielten Hände – welche mit großen Handflächen und bleistiftdünnen Fingern – ihn am Hemd gepackt und zerrten daran. Der Kombi verlor seine Form und kräuselte sich nach innen wie ein Mund von jemand, der etwas außergewöhnlich Saures kostete – oder etwas außergewöhnlich Süßes. Aus seinem Inneren kam eine Folge einander

überlappender Knackgeräusche – als würde ein Mann mit schweren Stiefeln durch dürres Gehölz stapfen. Der Kombi blieb ungefähr zehn Sekunden lang nach innen gekräuselt und sah dabei mehr wie eine klumpige Faust als wie ein Auto aus. Dann sprang er mit einem Ploppen, als würde ein Tennisball mit Schwung von einem Schläger getroffen, in seine Kombiform zurück.

Die Sonne spitzte durch die Wolken, spiegelte sich auf dem fallen gelassenen Handy und beschrieb kurz einen heißen Lichtkreis um Dougs Ehering. Dann ging sie wieder hinter den Wolken in Deckung.

Hinter dem Kombi blinkte der Prius mit seinen Warnblinkern. Das leise Geräusch erinnerte an ein Uhrwerk: *Tick ... tick ... tick.*

Einige weitere Autos fuhren vorbei. Die beiden Arbeitswochen vor und nach Ostern waren die verkehrsärmsten Zeiten auf Amerikas Turnpikes, und der Nachmittag war die zweitschwächste Zeit des Tages; nur in den Stunden zwischen Mitternacht und fünf Uhr war der Verkehr noch schwächer.

Tick ... tick ... tick.

In dem ehemaligen Restaurant schlief Pete Simmons weiter.

3. Julianne Vernon (Dodge Ram, Bj. 2005)

Julie Vernon brauchte keine alte King-James-Bibel. Sie wusste auch so, was einen zu einem barmherzigen Samariter machte. In der 2400 Seelen zählenden Kleinstadt Readfield, Maine, wo sie aufgewachsen war, gehörte Nachbarschaftshilfe zum Lebenswandel und wurden auch Fremde

wie Nachbarn behandelt. Das hatte ihr niemand eintrichtern müssen; sie hatte es sich von ihrer Mutter, ihrem Vater und ihren großen Brüdern angeeignet. Die verloren kaum ein Wort über solche Dinge, aber mit gutem Beispiel voranzugehen war nun einmal die wirkungsvollste Unterweisung. Wenn man jemand am Straßenrand liegen sah, spielte es keine Rolle, ob er ein Samariter oder ein Marsianer war. Man hielt an und half.

Sie hatte auch nie gefürchtet, sie könnte von jemand, dessen Hilfsbedürftigkeit nur vorgetäuscht war, ausgeraubt, vergewaltigt oder ermordet werden. Als die Schulkrankenschwester sie in der fünften Klasse nach ihrem Gewicht gefragt hatte, hatte Julie stolz geantwortet: »Mein Dad sagt, dass ich ungefähr fünfundsiebzig auf die Waage bringe. Ohne Klamotten etwas weniger.« Jetzt, mit fünfunddreißig, brachte sie eher hundertfünfundzwanzig auf die Waage und hatte kein Interesse daran, irgendeinem Mann eine gute Ehefrau zu sein. Sie war lesbisch wie nur irgendwas und stolz darauf. Auf der hinteren Stoßstange ihres Rams klebten zwei Aufkleber. Einer forderte: GLEICHES RECHT FÜR JEDES GESCHLECHT. Der andere, in grellem Pink, verkündete: SCHWUL IST EIN GEILES WORT!

Die Aufkleber waren jetzt nicht zu sehen, weil ihr Pferdeanhänger die Sicht darauf verdeckte. Sie hatte in der Kleinstadt Clinton eine zweijährige Spanish-Jennet-Stute gekauft, mit der sie nun auf der Rückfahrt nach Readfield war, wo sie mit ihrer Partnerin auf einer Farm lebte, die nur zwei Meilen von ihrem Elternhaus entfernt war.

Eben dachte sie, wie so oft, an ihre fünf Jahre auf Tournee mit The Twinkles, einem Frauenteam für Schlammringkämpfe. Jene Jahre waren sowohl gut als auch schlecht

gewesen. Schlecht, weil die Twinkles allgemein als Monstrositätenkabinett betrachtet wurden (was sie in gewisser Weise wohl auch waren). Und gut, weil sie mit den Mädels so viel von der Welt gesehen hatte. Hauptsächlich von der amerikanischen Welt, wohl wahr, aber die Twinkles waren einmal drei Monate lang durch England, Frankreich und Deutschland getourt, wo sie fast unheimlich freundlich und respektvoll behandelt worden waren. Mit anderen Worten: wie junge Damen.

Sie besaß immer noch ihren Reisepass und hatte ihn erst im Jahr zuvor verlängern lassen, obwohl sie vermutlich nie wieder ins Ausland reisen würde. Was mehr oder weniger in Ordnung war. Meistens war sie auf der Farm mit Amelia und ihrer bunt gescheckten Menagerie aus Hunden, Katzen und Vieh glücklich, aber gelegentlich vermisste sie auch die Zeit auf Tournee – die One-Night-Stands, die Kämpfe im Scheinwerferlicht und die raue Kameradschaft der anderen Girls. Manchmal fehlte ihr sogar der oft derbe Kontakt mit dem Publikum.

»Pack sie an der Fotze, sie ist 'ne Lesbe, das mag sie!«, hatte irgendein schwachsinniger Bauernlummel eines Nachts gebrüllt – in Tulsa war das gewesen, wenn sie sich recht erinnerte.

Sie und Melissa, das Mädchen, mit dem sie in der Schlammarena gerungen hatte, hatten sich angesehen, sich zugenickt, waren aufgestanden und hatten sich dem Zuschauerblock zugewandt, aus dem der Ruf gekommen war. Sie hatten mit nichts als ihren klatschnassen Bikinihöschen, mit von Haaren und Brüsten tropfendem Schlamm dagestanden und dem Zwischenrufer gemeinsam den Stinkefinger gezeigt. Das Publikum hatte spontan mit Beifall reagiert ... der dann zur stehenden Ovation wurde, nachdem Julianne, gefolgt von Melissa, sich umdrehte,

vornüberbeugte, das Höschen herunterzog und dem Arschloch den blanken Hintern zeigte.

Sie war in dem Bewusstsein aufgewachsen, dass man sich um jemand kümmerte, der hingefallen war und nicht mehr hochkam. Sie war auch in dem Bewusstsein aufgewachsen, dass man sich keinen Scheiß gefallen ließ – nicht was eines Pferde, eines Statur, eines Beruf oder eines sexuelle Vorlieben betraf. Sobald man anfing, sich Scheiß gefallen zu lassen, konnte das leicht zum Dauerzustand werden.

Die CD, die sie gerade hörte, war zu Ende, und sie wollte eben die Auswurf Taste drücken, als sie vor sich einen Wagen sah, der ein kleines Stück weit in der Einfahrt zur ehemaligen Raststätte Mile 81 stand. Seine Warnblinkanlage war eingeschaltet. Vor ihm stand ein weiteres Auto, eine schlammige alte Schrottkiste von einem Kombi. Vermutlich ein Ford oder ein Chevrolet, die Marke war schwer auszumachen.

Julie traf keine Entscheidung, weil es keine zu treffen gab. Sie setzte den Blinker, sah dann, dass in der Einfahrt kein Platz für sie sein würde, nicht mit dem Anhänger im Schlepp, und fuhr auf der Standspur so weit nach rechts, wie sie konnte, ohne dass die Räder im weichen Untergrund neben dem Asphalt versanken. Jetzt das Pferd umzuwerfen, für das sie gerade achtzehnhundert Dollar bezahlt hatte, wäre das Letzte gewesen.

Hier war vermutlich nichts Ernstes vorgefallen, aber nachzusehen konnte nicht schaden. Man wusste nie, ob nicht gerade irgendeine Frau beschlossen hatte, auf der Interstate ein Baby zu bekommen, oder irgendein Kerl, der hilfsbereit gehalten hatte, vor Aufregung in Ohnmacht gefallen war. Julie schaltete ihre Warnblinkanlage ein, die jedoch kaum zu sehen war, weil der Pferdeanhänger die Blinker verdeckte.

Sie stieg aus und blickte zu den beiden Wagen hinüber, sah aber keine Menschenseele. Möglicherweise hatte jemand die Insassen mitgenommen, aber wahrscheinlich waren sie nur zum Restaurant weitergegangen. Julie bezweifelte, dass sie dort viel finden würden; es war seit letztem September geschlossen. Sie selbst hatte oft an der Raststätte Mile 81 gehalten, um sich eine Waffeltüte mit Frozen Yogurt zu holen, seither holte sie sich ihren Imbiss zwanzig Meilen weiter nördlich, bei Damon's in Augusta.

Sie ging nach hinten zu dem Anhänger, und ihr neues Pferd – das DeeDee hieß – streckte das Maul heraus. Julie streichelte über die Nüstern. »Ruhig, Baby, ganz ruhig. Das dauert nur einen Augenblick.«

Sie öffnete die zweiflüglige Hecktür, um an die Werkzeugkiste an der linken Wand heranzukommen. DeeDee fand, dass es eine günstige Gelegenheit war, dem Anhänger zu entfliehen, aber Julie versperrte ihr mit einer massigen Schulter den Weg und murmelte dabei wieder: »Ruhig, Baby, ganz ruhig.«

Sie klappte den Deckel der Stahlkiste auf. Auf dem Werkzeug lagen ein paar Warnfackeln und zwei Mini-Warnkegel in fluoreszierendem Pink. Julie hakte je einen Finger in die hohlen Spitzen der Kegel (an einem allmählich aufklarenden Nachmittag waren Warnfackeln überflüssig), klappte den Deckel zu und verriegelte ihn, weil sie nicht wollte, dass DeeDee hineintrat und sich vielleicht verletzte. Dann schloss sie die Türflügel. DeeDee streckte wieder den Kopf heraus. Obwohl Julie eigentlich nicht glaubte, dass ein Pferd besorgt aussehen könnte, tat DeeDee irgendwie genau das.

»Dauert nicht lange«, sagte sie. Dann stellte sie die Warnkegel hinter den Anhänger und machte sich auf den Weg zu den beiden Wagen.

Der Prius war leer, aber nicht abgesperrt. Was Julie nicht besonders gefiel, weil auf dem Rücksitz ein Koffer und eine ziemlich teuer aussehende Aktentasche lagen. Die Fahrertür des alten Kombis stand offen. Julie wollte gerade darauf zugehen, blieb dann aber stirnrunzelnd stehen. Auf dem Asphalt unter der offenen Tür lagen ein Handy und etwas, was fast nichts anderes als ein Ehering sein konnte. Über das Handygehäuse zog sich ein großer gezackter Sprung, als wäre das Gerät zu Boden gefallen. Und auf dem kleinen Display, auf dem sonst immer die Rufnummern erschienen ... War das ein Tropfen Blut?

Vermutlich nicht, vermutlich war es nur Schlamm – der Kombi war über und über damit bedeckt –, aber Julie gefiel das alles immer weniger. Vor dem Einladen war sie mit DeeDee einen leichten, kurzen Galopp geritten, und sie hatte ihren zweckmäßigen geteilten Reitrock gleich für die Heimfahrt anbehalten. Jetzt holte sie ihr eigenes Handy aus der rechten Rocktasche und überlegte, ob sie die Notrufnummer eintippen sollte.

Nein, entschied sie, noch nicht. Aber wenn der über und über mit Schlamm bedeckte Kombi so leer war wie der kleine grüne Wagen oder dieser daumennagelgroße Fleck auf dem fallen gelassenen Handy sich wirklich als Blut erwies, würde sie es tun. Und genau hier warten, bis ein Streifenwagen der State Police kam, anstatt zu dem leer stehenden Gebäude weiterzugehen. Sie war mutig, und sie war gutherzig, aber sie war nicht blöd.

Sie bückte sich, um den Ring und das verwaiste Handy genauer zu betrachten. Ihr leicht ausgestellter Reitrock streifte die schlammige Flanke des Kombis und schien damit zu verschmelzen. Julie wurde gewaltsam nach rechts gerissen. Eine massige Gesäßbacke knallte an die Seite des

Kombis. Die Oberfläche gab nach, dann verschlang sie zwei Lagen Stoff und das Fleisch darunter. Der Schmerz kam sofort und war gewaltig. Julie kreischte, ließ ihr Handy fallen und versuchte sich wegzustemmen, fast als wäre der Wagen eine ihrer alten Gegnerinnen bei einem Schlammringkampf. Ihre rechte Hand und der Unterarm verschwanden durch die nachgiebige Membran, die wie eine Fensterscheibe aussah. Was auf der anderen Seite erschien, durch den Schlamm Schleier nur undeutlich sichtbar, war nicht etwa der muskulöse Arm einer großen und gesunden Reiterin, sondern ein dürrer Knochen, von dem das Fleisch in Fetzen herabhing.

Der Kombi kräuselte sich nach innen.

In Richtung Süden fuhr ein Wagen vorbei, dann noch einer. Weil der Pferdeanhänger davor war, sah niemand die Frau, die jetzt zur Hälfte in dem deformierten Kombi steckte wie Pu der Bär im Hasenloch. Auch hörten sie ihre Schreie nicht. Der eine Fahrer hörte Toby Keith, der andere Led Zeppelin. Beide hatten ihre jeweilige Lieblingsmusik laut aufgedreht. Pete Simmons im Restaurant hörte sie, aber nur aus weiter Ferne, wie ein verhallendes Echo. Seine Lider flatterten. Dann endeten die Schreie.

Pete wälzte sich auf der schmutzigen Matratze auf die andere Seite und schlief weiter.

Das Ding, das wie ein Auto aussah, fraß Julianne Vernon samt Kleidung, Stiefeln und allem Drum und Dran. Einzig und allein ihr Mobiltelefon, das jetzt neben dem von Doug Clayton lag, wurde verschmäht. Dann sprang es wie zuvor mit jenem Ploppen, als träfe ein Schläger einen Tennisball, in seine Kombigestalt zurück.

In dem Pferdeanhänger wieherte DeeDee und stampfte ungeduldig mit einem Huf auf. Sie war hungrig.

4. Die Familie Lussier (Expedition, Bj. 2011)

»Guck mal, Mami!«, rief die sechs Jahre alte Rachel Lussier. »Guck mal, Daddy! Da ist die Pferdeldady! Da, schaut, ihr Anhänger!«

Carla war nicht überrascht, dass Rache, obwohl sie hinten saß, den Anhänger als Erste entdeckte. Rache hatte die besten Augen der Familie; kein anderer kam auch nur annähernd an sie heran. Röntgenblick, sagte ihr Mann manchmal. Das war einer dieser spaßigen Sprüche, denen durchaus etwas Ernstes anhaftete.

Johnny, Carla und der vierjährige Blake trugen alle eine Brille; auf beiden Seiten ihrer Familie hatte jeder eine Brille; selbst Bingo, der Familienhund, brauchte vermutlich eine. Bingo lief oft gegen die Fliegengittertür, wenn er in den Garten wollte. Nur Rache war dem Fluch der Kurzsichtigkeit entgangen. Als sie zuletzt beim Augenarzt gewesen war, hatte sie die ganze vermaledeite Sehprobentafel bis zur letzten Zeile heruntergelesen. Dr. Stratton war verblüfft gewesen. »Sie könnte sich zur Ausbildung als Jetpilotin qualifizieren«, hatte er zu Johnny und Carla gesagt.

»Vielleicht wird sie ja eines Tages eine«, hatte Johnny geantwortet. »Den richtigen Killerinstinkt hat sie jedenfalls schon – zumindest was ihren kleinen Bruder betrifft.«

Das hatte ihm einen Ellbogenstoß von Carla eingebracht, aber sie musste ihm zustimmen. Zwischen Geschwistern verschiedenen Geschlechts gebe es weniger Geschwister rivalität, hatte sie einmal irgendwo gehört. Falls das zutraf, waren Rachel und Blake die Ausnahme, die die Regel bestätigte. Manchmal glaubte Carla, dass der häufigste Spruch, den sie in letzter Zeit zu hören bekam, *hat damit angefangen* war. Nur das Geschlecht des vorangesetzten Personalpronomens änderte sich.

Auf den ersten hundert Meilen waren die beiden ziemlich brav gewesen, zum Teil weil der bevorstehende Besuch bei Johnnys Eltern immer für gute Stimmung sorgte, größtenteils aber weil Carla darauf geachtet hatte, das Niemandsland zwischen Rachels Sitzpolster und Blakes Kindersitz mit Spielsachen und Malbüchern zu füllen. Nach ihrem Imbiss-und-Pipi-Stopp in Augusta hatte die Streiterei jedoch wieder angefangen. Wahrscheinlich lag das an den Eiswaffeln. Kindern auf langen Autofahrten Zucker zu geben war praktisch so, als kippte man Benzin in ein Lagerfeuer; das war Carla zwar bewusst, aber man konnte ihnen eben nicht *alles* verweigern.

Aus Verzweiflung hatte Carla das Spiel Plastik-Spunk erfunden, in dem sie als Preisrichterin fungierte und Punkte für Gartenzwerge, Wunschbrunnen, Muttergottesstatuen und dergleichen vergab. Das Problem war allerdings der Turnpike, wo es am Straßenrand zwar massenhaft Bäume, aber nur sehr wenige Kunststoffscheußlichkeiten gab. Ihre scharfäugige sechsjährige Tochter und ihr scharfzüngiger vierjähriger Sohn hatten gerade angefangen, alte Fehden aufleben zu lassen, als Rachel den Pferdeanhänger entdeckte, der kurz vor der Einfahrt zur ehemaligen Raststätte Mile 81 auf dem Standstreifen abgestellt war.

»Will das Hottehü noch mal streicheln!«, rief Blake. Er fing an, sich in seinem Kindersitz wie der kleinste Breakdancer der Welt herumzuwerfen. Seine Beine waren bereits so lang, dass er an die Rückenlehne des Fahrersitzes treten konnte, was Johnny *très* lästig fand.

Vielleicht konnte ihm noch mal jemand erklären, warum er Kinder hatte haben wollen, sinnierte er. Und ihm in Erinnerung rufen, was er sich eigentlich dabei gedacht hatte. Er wusste nur noch, dass es damals irgendwie vernünftig geklungen hatte.

»Blakie, tritt nicht gegen Daddys Sitz«, sagte Johnny.

»Will das *Hottehü* streicheln!«, brüllte Blake. Und verpasste der Rückenlehne des Fahrersitzes einen besonders gezielten Tritt.

»Du bist so ein Baby«, sagte Rachel, die auf ihrer Seite der entmilitarisierten Zone des Rücksitzes vor Brudertritten sicher war. Sie sprach in ihrem gönnerhaftesten Großes-Mädchen-Ton, der Blakie garantiert immer auf die Palme brachte.

»BIN ABER KEIN BABY NICH!«

»Blakie«, sagte Johnny. »Wenn du nicht aufhörst, gegen Daddys Sitz zu treten, muss Daddy sein Lieblingsfleischermesser rausholen und Blakies kleine Füßchen ampu...«

»Sie hat eine Panne«, sagte Carla. »Siehst du die Warnkegel? Fahr rechts ran.«

»Schatz, dann müsste ich auf der Standspur halten. Wir sollten es lieber bleiben lassen.«

»Nein, du fährst einfach um ihn herum und hältst neben den beiden anderen Wagen. In der Einfahrt. Da ist Platz genug, und du behinderst niemand, weil die Raststätte geschlossen ist.«

»Wenn's dir nichts ausmacht, möchte ich ankommen, bevor es dun...«

»Fahr rechts ran.« Carla hörte sich ihren Kasernenhof ton benutzen, der keinen Widerspruch duldete, obwohl sie wusste, dass sie sich damit einen schlechten Dienst erwies. Wie oft hatte sie in letzter Zeit mit anhören müssen, wie Rache in genau diesem Ton mit Blake sprach? Wie sie ihn so lange damit trietzte, bis der kleine Kerl in Tränen ausbrach?

Carla schaltete den herrischen Ton ab und fügte sanfter hinzu: »Die Frau war zu den Kindern doch so nett gewesen.«

Als es Eis geben sollte, hatten sie auf dem Parkplatz von Damon's neben dem Pferdeanhänger geparkt. Die Pferdeldady (fast so groß und schwer wie ihr Pferd) lehnte am Hänger, aß selbst ein Eis und fütterte ihr sehr hübsches Tier mit irgendwas. Carla glaubte zu sehen, dass der Leckerbissen ein Kashi-Müsliriegel war.

Johnny, der an jeder Hand ein Kind hatte, wollte an dem Hänger vorbei, aber darauf ließ Blake sich nicht ein. »Darf ich dein Pferd streicheln?«, fragte er.

»Kostet dich fünfundzwanzig Cent«, sagte die große Lady in dem braunen Reitrock, dann grinste sie über Blakies niedergeschlagenen Gesichtsausdruck. »Ach was, war bloß ein Scherz. Hier, nimm das mal.« Sie hielt Blake ihre tropfende Eiswaffel hin, und er war zu überrascht, als dass er sie anzunehmen verweigerte. Dann hob sie ihn hoch, damit er den Kopf des Pferdes streicheln konnte. DeeDee betrachtete den großäugigen Jungen gelassen, schnupperte an der tropfenden Eiswaffel der Pferdeldady, verlor das Interesse daran und ließ sich die Nüstern streicheln.

»Boah, weich!«, sagte Blake. Carla hatte ihn noch nie mit so schlichter Ehrfurcht sprechen hören. Wieso waren sie nie mit den Kindern in einen Streichelzoo gegangen, fragte sie sich und setzte das sofort auf ihre mentale To-do-Liste.

»Ich, ich, ich!«, trompetete Rachel und tanzte ungeduldig umher.

Die große Lady setzte Blake ab. »Schleck ruhig von meinem Eis, solange ich deine Schwester hochhebe«, sagte sie zu ihm. »Aber pass auf, dass keine Bazillen draufkommen, okay?«

Carla überlegte, ob sie Blake sagen sollte, es sei nicht okay, Angegessenes, vor allem das fremder Leute, anzunehmen. Dann sah sie Johnnys leicht verwirrtes Grinsen und

dachte: *Ach, was soll's*. Man schickte seine Kinder in Schulen, die im Grunde genommen Keimfabriken waren. Man fuhr mit ihnen Hunderte von Meilen auf dem Turnpike, auf dem jeder betrunkene Verrückte oder SMS textende Halbwüchsige über den Mittelstreifen geraten und sie auslöschen konnte. Und dann wollte man ihnen verbieten, von einem schon angeleckten Eis zu essen? Vielleicht hieß das ja, die Kindersitz- und Fahrradhelmentalität etwas zu weit zu treiben.

Die Pferdeldady hob Rachel hoch, damit auch sie die Nüstern der Stute streicheln konnte. »Ui, süß!«, sagte Rachel. »Wie heißt dein Pferd?«

»DeeDee.«

»Toller Name! Ich hab dich lieb, DeeDee!«

»Ich hab dich auch lieb, DeeDee«, sagte die Pferdeldady und drückte DeeDee einen dicken Schmatz auf die weiche Nase. Darüber mussten alle lachen.

»Mama, können wir auch ein Pferd?«

»Ja!«, sagte Carla gut gelaunt. »Wenn du sechszwanzig bist!«

Sofort setzte Rachel ihr Wutgesicht auf (gerunzelte Stirn, aufgeblasene Backen, die Lippen ein schmaler Strich), doch als die Pferdeldady lachte, gab sie sofort auf und lachte auch.

Die große Frau beugte sich zu Blakie hinunter und stützte die Hände auf die von ihrem Reitrock bedeckten Knie. »Dürfte ich meine Eiswaffel wiederhaben, junger Mann?«

Blake hielt sie ihr hin. Nachdem sie sie genommen hatte, leckte er sich die Finger ab, an denen schmelzendes Pistazieneis klebte.

»Danke«, sagte Carla zu der Pferdeldady. »Das war sehr freundlich von Ihnen.« Dann zu Blake: »Komm, wir sehen zu, dass wir dich drinnen sauber kriegen. Danach kannst du ein Eis haben.«

»Ich will, was sie hat«, sagte Blake, und darüber musste die Pferdelady wieder lachen.

Johnny bestand darauf, dass sie ihr Eis in einer der Sitznischen aßen, weil er nicht wollte, dass sie den Expedition mit Pistazieneis verzierten. Als sie fertig waren und wieder ins Freie kamen, war die Pferdelady weitergefahren.

Bloß jemand von diesen Leuten – manchmal unerfreuliche Zeitgenossen, öfter mal nette und hin und wieder sogar hinreißende –, denen man unterwegs auf der Straße begegnete und die man nie wiedersah.

Nur war sie jetzt hier – oder zumindest ihr Pick-up, der mit sorgfältig hinter dem Anhänger aufgestellten Warnkegeln auf dem Standstreifen geparkt war. Und Carla hatte recht, die Pferdelady *war* nett zu den Kindern gewesen. Während er das dachte, traf Johnny Lussier die schlechteste – und letzte – Entscheidung seines Lebens.

Er setzte den Blinker, bog rechts in die Einfahrt ein und hielt, wie Carla vorgeschlagen hatte, vor Doug Claytons Prius, dessen Warnblinkanlage nach wie vor blinkte, und neben dem schlammigen Kombi. Er stellte den Wählhebel auf P, ließ aber den Motor laufen.

»Ich will das Hottehü streicheln«, sagte Blake.

»Ich will auch das Hottehü streicheln«, sagte Rachel im hochnäsigen Ton einer Grundherrin, den sie Gott weiß wo aufgeschnappt hatte. Er trieb Carla in den Wahnsinn, aber sie hielt sich zurück. Wenn sie jetzt etwas sagte, würde Rache erst recht weiter so affektiert tun.

»Nicht ohne die Erlaubnis der Lady«, sagte Johnny.
»Ihr Kinder bleibt erst mal, wo ihr seid. Du auch, Carla.«

»Ja, Gebieter«, sagte Carla mit der Zombiestimme, die die Kinder immer zum Lachen brachte.

»Sehr komisch!«

»Im Pick-up war sie nicht zu sehen«, sagte Carla. »Auch die anderen Autos scheinen leer zu sein. Glaubst du, dass es einen Unfall gegeben hat?«

»Keine Ahnung, aber angebeult scheint nichts zu sein. Wartet einen Augenblick.«

Johnny Lussier stieg aus, umrundete das Heck seines Expeditions, den er nie mehr abzahlen würde, und ging zum Fahrerhaus des Dodge Rams. Carla hatte die Pferdely nicht sehen können, aber er wollte sich vergewissern, dass sie nicht auf dem Sitz lag und vielleicht gerade einen Herzanfall zu überleben versuchte. (Als lebenslanger Jogger war Johnny insgeheim der Überzeugung, dass auf jeden, der auch nur fünf Pfund über dem von Medicine.net verschriebenen Idealgewicht lag, spätestens im Alter von fünf- undvierzig Jahren ein Herzinfarkt wartete.)

Sie lag nicht quer auf dem Sitz (natürlich nicht, eine so große Frau hätte Carla selbst liegend sehen müssen), und sie war auch nicht in dem Anhänger. Da war nur die Stute, die den Kopf herausstreckte und Johnnys Gesicht beschnupperte.

»Hallo ...« Zuerst fiel ihm der Name nicht ein, aber dann kam er ihm wieder. »Hallo, DeeDee. Na, so weit alles klar?«

Er tätschelte ihr die Nüstern, dann machte er sich die Einfahrt entlang auf den Rückweg, um sich die beiden anderen Wagen anzusehen. Er stellte fest, dass es hier doch eine Art Unfall gegeben hatte, allerdings einen ganz unbedeutenden. Der Kombi hatte ein paar der orangeroten Fässer umgefahren, mit denen die Einfahrt abgesperrt war.

Carla fuhr das Fenster auf ihrer Seite herunter. Die hinteren Seitenfenster waren mit der Kindersicherung verriegelt. »Irgendein Anzeichen von ihr?«

»Nicht die Spur.«

»Irgendein Anzeichen von *irgendwem*?«

»Carla, jetzt dräng m...« In dem Moment sah er die beiden Handys und den Ehering unter der halb offenen Kombitür liegen.

»Was gibt's?« Carla verrenkte sich den Hals, um etwas zu sehen.

»Augenblick!« Er überlegte kurz, ob er sie auffordern sollte, die Türen zu verriegeln, verwarf diesen Gedanken aber wieder. Großer Gott, sie waren am helllichten Tag auf der I-95. Alle zwanzig, dreißig Sekunden kam ein Auto vorbei, manchmal zwei oder drei hintereinander.

Er bückte sich und hob die Telefone auf, mit jeder Hand eines. Er drehte sich nach Carla um und sah deshalb nicht, dass die Fahrertür vom Kombi sich wie ein gefräßiges Maul weiter öffnete.

»Carla, ich glaube, an dem hier ist Blut.« Er hielt Doug Claytons Handy hoch, das mit dem Sprung im Gehäuse.

»Mama?«, sagte Rachel. »Wer ist da in dem dreckigen Auto? Die Tür geht auf.«

»Komm zurück«, sagte Carla. Ihre Kehle war plötzlich wie ausgetrocknet. Sie wollte die Worte schreien, aber auf ihrer Brust schien ein Felsblock zu lasten. Unsichtbar, aber sehr groß. »In dem Wagen ist jemand!«

Anstatt zurückzukommen, drehte Johnny sich um und bückte sich, um in den Kombi zu lugen. Als er das tat, schwang die Tür nach innen gegen seinen Kopf. Dabei war ein schrecklicher dumpfer Aufprall zu hören. Der Felsblock auf Carlas Brust war plötzlich verschwunden. Sie holte tief Luft und kreischte den Namen ihres Mannes.

»Was ist mit Daddy los?«, schrie Rachel. Ihre Stimme war unnatürlich hoch und dünn. »Was ist mit Daddy los?«

»Daddy!«, rief Blake. Er hatte gerade seine neuesten Transformers geordnet und sah sich jetzt wirr nach fraglichem Daddy um.

Carla überlegte nicht lange. Der Körper ihres Mannes war noch da, auch wenn der Kopf in dem schmutzigen Kombi steckte. Immerhin lebte Johnny noch; er schlug mit den Armen und Beinen um sich. Sie war aus dem Expedition heraus, ohne sich erinnern zu können, die Tür geöffnet zu haben. Ihr Körper schien ganz selbständig zu handeln; ihr benommenes Gehirn war ohne eigenes Zutun dabei.

»*Mami, nein!*«, kreischte Rachel.

»*Mami, NEIN!*« Blake hatte keine Ahnung, was hier vorging, aber er wusste, dass es schlecht war. Er fing an zu weinen und kämpfte gegen das Gurtzeug an, das ihn in seinem Kindersitz festhielt.

Carla packte Johnny um die Taille und zerrte mit der irren Superkraft von Adrenalin an ihm. Die Tür ging wieder ein Stück weit auf, und wie ein kleiner Wasserfall floss Blut über die Türschwelle. Einen schrecklichen Augenblick lang sah sie den Kopf ihres Mannes, der unnatürlich zur Seite verrenkt auf dem schlammigen Boden des Kombis lag. Obwohl er noch in ihren Armen zitterte, begriff sie (in einem jener blitzartigen lichten Momente, die es selbst in einem völligen Paniksturm noch gab), dass Gehenkte so aussahen, wenn sie abgeschnitten wurden. Weil ihr Genick gebrochen war. In diesem kurzen, eindringlichen Augenblick – diesem flüchtigen Stroboskopblick – fand sie, dass er dumm und überrascht und hässlich aussah, ganz seines Johnny-Wesens beraubt, und sie wusste, dass er bereits tot war, ob er nun zitterte oder nicht. So sah ein Junge aus, nachdem er bei einem Kopfsprung in ungeahnt seichtes Wasser auf Steinen angekommen war. So sah eine Frau aus, die von der Säule ihres Lenkrads aufgespießt worden war, nachdem ihr Wagen gegen einen Brückenpfeiler geknallt war. So sah

man selbst aus, wenn ein entstellender Tod einen scheinbar aus dem Nichts überfiel.

Die Fahrertür wurde brutal zugeknallt. Carla hielt die Taille ihres Mannes immer noch mit den Armen umklammert, und als sie nach vorn gerissen wurde, hatte sie einen weiteren blitzartig lichten Moment.

Es ist das Auto, du musst von dem Auto wegbleiben!

Sie ließ Johnny einen Augenblick zu spät los. Eine lange Haarsträhne fiel gegen die Tür und wurde eingesaugt. Bevor sie sich befreien konnte, knallte ihr Schädeldach an den Wagen. Plötzlich brannte ihre Kopfhaut, weil das Ding sich in ihren Schädel fraß.

Lauf! Sie wollte ihrer oft schwierigen, aber unbestreitbar intelligenten Tochter das zurufen. *Lauf, und nimm Blakie mit!*

Doch bevor sie dazu kam, diesen Gedanken auch auszusprechen, war ihr Mund verschwunden.

Nur Rachel hatte gesehen, wie der Kombi seine Tür zugeknallt und den Kopf ihres Daddys wie eine Venusfliegenfalle einen Käfer verschlungen hatte, aber jetzt sahen beide Kinder, wie ihre Mutter plötzlich durch die schlammige Tür gezogen wurde, als wäre die Fahrertür ein Vorhang. Sie sahen, wie ihr ein Mokassin abgestreift wurde, sie erhaschten einen Blick auf ihre rosa lackierten Zehennägel, und dann war sie fort. Im nächsten Augenblick verlor der schlammige Kombi seine Form und ballte sich wie eine Faust zusammen. Durch das offene Beifahrerfenster hörten sie ein knackendes Geräusch.

»*War das?*«, kreischte Blakie. Aus seinen Augen strömten Tränen, seine Unterlippe war rotzverschmiert. »*War das, Rachie, war das, war das?*«

Ihre Knochen, dachte Rachel. Sie war erst sechs Jahre alt und durfte noch in keine PG-13-Filme gehen oder sie sich im Fernsehen ansehen (von R-Filmen ganz zu schweigen; ihre Mutter behauptete, R stehe für *richtig schlimm*), aber sie wusste dennoch, dass es sich um das Geräusch brechender Knochen handelte.

Das Auto war kein Auto. Es war irgendeine Art Monster.

»Wo sind Mami und Daddy?«, fragte Blake und richtete seine durch die Tränen noch größer wirkenden Augen auf sie. »Wo sind Mami und Daddy, Rachie?«

Er redete, als ob er wieder zwei wäre, dachte Rachel und empfand für ihren kleinen Bruder, vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben, etwas anderes als Gereiztheit (oder regelrechten Hass, wenn er sie durch sein Verhalten extrem provozierte). Sie glaubte nicht, dass dieses neue Gefühl Liebe war. Sie hielt es für etwas noch Größeres. Ihre Mutter hatte zuletzt nichts mehr sagen können, aber Rachel wusste, was es gewesen wäre, wenn sie noch Zeit dafür gehabt hätte: *Pass auf Blakie auf*.

Jetzt schlug er in seinem Kindersitz um sich. Er wusste zwar, wie man die Gurte löste, aber in seiner Panik kam er nicht auf den Gedanken.

Rachel öffnete ihren Sicherheitsgurt, rutschte vom Sitzpolster und machte sich daran, sein Gurtzeug zu öffnen. Er fuchtelte mit den Händen, traf sie versehentlich im Gesicht und verpasste ihr eine schallende Ohrfeige. Unter normalen Umständen hätte ihm das einen kräftigen Boxhieb an die Schulter eingebracht (und ihr eine Verbannung in ihr Zimmer, in dem sie dagesessen und vor Wut kochend die Wand angestarrt hätte), aber jetzt packte sie nur seine Hand und hielt sie fest.

»Hör auf! Ich will dir nur helfen! Ich kann dich aber nicht rauslassen, wenn du so rummachst!«

Er hörte auf, zu strampeln und um sich zu schlagen, weinte aber weiter. »Wo ist Daddy? Wo ist Mami? Ich will Mami!«

Ich will sie auch, Dummkopf, dachte Rachel und öffnete seine Gurte. »Wir steigen jetzt aus, und dann ... dann ...«

Was dann? Was würden sie dann tun? Ins Restaurant weitergehen? Es war geschlossen, deshalb sperrten die orangefarbenen Fässer ja die Einfahrt ab. Deshalb waren die Zapfsäulen vor dem Tankstellenteil abgebaut worden, und deshalb wuchs das Unkraut aus dem Asphalt des Parkplatzes.

»... dann verschwinden wir von hier«, schloss sie.

Sie stieg aus und ging auf Blakies Seite hinüber. Sie öffnete die Tür, aber er sah sie nur mit in Tränen schwimmenden Augen an. »Ich kann nicht aussteigen, Rachie, ich fall hin.«

Sei kein so Angsthase! Das hätte sie beinahe gesagt, aber dann tat sie es doch nicht. Jetzt war nicht der richtige Augenblick dafür. Er war schon durcheinander genug. Sie breitete die Arme aus und sagte: »Rutsch runter. Ich fang dich auf.«

Er sah sie zweifelnd an, dann rutschte er. Rachel fing ihn auf, aber er war schwerer, als er aussah, und sie gingen beide zu Boden. Rachel bekam das meiste ab, weil sie unten war, aber auch Blakie schlug sich den Kopf an und schürfte sich eine Hand auf. Prompt plärrte er wieder laut los – diesmal vor Schmerzen, nicht aus Angst.

»Jetzt hör auf damit«, sagte sie und wand sich unter ihm hervor. »Sei kein so Schlappschwanz, Blakie.«

»Hä?«

Sie gab keine Antwort. Sie betrachtete die beiden Handys, die neben dem schrecklichen Kombi lagen. Eines schien kaputt zu sein, das andere jedoch ...

Rachel kroch auf allen vieren darauf zu, ohne das Auto, in dem ihre Eltern erschreckend schnell verschwunden waren, eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Als sie nach dem intakten Handy griff, tappte Blakie mit ausgestreckter aufgeschürfter Hand an ihr vorbei auf den Kombi zu.

»Mama? Mami? Komm raus! Ich hab ein Aua. Du musst kommen und pusten ...«

»*Du bleibst sofort stehen, Blake Lussier.*«

Carla wäre stolz auf sie gewesen; das hier war ihre herrische Stimme im drohendsten Ton. Und sie funktionierte. Blake machte zwei Schritte vor dem Kombi halt.

»Aber ich will *Mami!* Ich will *Mami*, Rachie!«

Sie packte ihn an der Hand und zog ihn von dem Auto weg. »Jetzt nicht. Du musst mir erst mit dem Ding hier helfen.« Sie wusste genau, wie ein Handy funktionierte, aber irgendwie musste sie ihn ablenken.

»Gib's mir, ich kann das! Gib's mir, Rache!«

Sie gab ihm das Mobiltelefon, und während er die Tasten studierte, stand sie auf, packte ihn hinten an seinem Wolverine-T-Shirt und zog ihn drei Schritte weiter zurück. Blake merkte das kaum. Er fand die Einschalttaste von Julie Vernons Handy und drückte sie. Das Telefon piepste. Rachel nahm es ihm ab, und dieses eine Mal in seinem dämlichen Kleinkinderleben protestierte Blakie nicht.

Sie hatte aufmerksam zugehört, als der Polizeihund McGruff in die Schule gekommen war (obwohl sie genau wusste, dass das nur ein Kerl in einem McGruff-Kostüm war), und sie zögerte jetzt keine Sekunde. Sie tippte die 911 ein und hob das Handy ans Ohr. Es klingelte einmal, dann wurde abgenommen.

»Hallo? Mein Name ist Rachel Ann Lussier, und ...«

»Dieses Gespräch wird aufgezeichnet«, übertönte eine Männerstimme sie. »Möchten Sie einen Notfall melden, drücken Sie die Eins. Möchten Sie schlechte Straßenverhältnisse melden, drücken Sie die Zwei. Möchten Sie einen liegen gebliebenen Wagen melden ...«

»Rache? Rachie? Wo ist Mami? Wo ist Da...«

»*Pst!*«, machte Rachel streng und drückte die Eins. Das war nicht einfach. Ihre Hand zitterte, und vor ihren Augen verschwamm alles. Sie merkte, dass sie weinte. Wann hatte sie zu weinen angefangen? Sie wusste es nicht.

»Sie sprechen mit der Notrufzentrale«, sagte eine Frau.

»Sind Sie echt oder auch bloß ein Tonband?«, fragte Rachel.

»Ich bin echt«, sagte die Frau leicht amüsiert. »Hast du einen Notfall zu melden?«

»Ja. Ein böses Auto hat unsere Mama und unseren Daddy gefressen. Es steht an der ...«

»Steig lieber rechtzeitig aus«, sagte die Notruflady. Ihre Stimme klang jetzt noch amüsiertes. »Wie alt bist du, Mädchen?«

»Ich bin sechs, fast sieben. Ich heiße Rachel Ann Lusier, und ein Auto, ein böses Auto ...«

»Hör zu, Rachel Ann oder wer immer du bist, ich kann feststellen, woher der Anruf kommt. Hast du das gewusst? Ich wette, nicht. Leg jetzt einfach auf, dann muss ich keinen Polizisten zu eurem Haus schicken, damit er dir den Hintern ...«

»*Sie sind tot, Sie blöde Telefonperson!*«, rief Rachel in das Handy, und bei dem Wort *tot* begann Blakie wieder zu heulen.

Die Notruflady schwieg einen Augenblick. Dann fragte sie mit gar nicht mehr amüsiertes klingender Stimme: »Wo bist du, Rachel Ann?«

»Bei dem leeren Restaurant! Dem mit den orangenen Fässern!«

Blakie setzte sich und legte den Kopf auf die Arme. Rachel tat das auf eine Weise weh, wie ihr noch nie etwas wehgetan hatte. Es tat ihr tief im Herzen weh.

»Die Angaben reichen mir nicht«, sagte die Notruflady. »Kannst du dich etwas detaillierter ausdrücken, Rachel Ann?«

Rachel wusste nicht, was *detailliert* bedeutete, aber sie wusste, was sie sah: Der Hinterreifen des Kombis dicht vor ihnen begann leicht zu schmelzen. Ein Fangarm aus etwas, was wie flüssiger Gummi aussah, kroch langsam über den Asphalt auf Blakie zu.

»Ich muss aufhören«, sagte Rachel. »Wir müssen von dem bösen Auto weg.«

Sie zog Blakie hoch und starrte dabei den schmelzenden Reifen an. Der Gummifangarm zog sich bereits zurück (weil er wusste, dass sie außer Reichweite waren, dachte sie), und der Reifen sah allmählich wieder wie ein Reifen aus, aber das genügte Rachel nicht. Sie zerrte Blake die Einfahrt entlang weiter in Richtung Turnpike.

»Wohin gehen wir, Rachie?«

Weiß ich nicht. »Weg von dem Auto.«

»Ich will meine Transformers!«

»Das geht jetzt nicht, später.« Sie hielt Blakes Hand fest umklammert und bewegte sich weiter mit ihm rückwärts in Richtung Turnpike, auf dem die wenigen Autos mit siebzig oder achtzig Meilen die Stunde vorbeirasten.

Nichts war so durchdringend wie das Kreischen eines Kindes; es gehörte zu den effektivsten natürlichen Überlebensmechanismen. Pete Simmons' Schlaf war schon zu kaum mehr als einem Dösen abgeflacht. Als Rachel die Notruf-

lady ankreischte, hörte er sie also und wachte schließlich ganz auf.

Er setzte sich auf, fuhr sofort zusammen und griff sich an den Kopf. Er tat weh, und Pete wusste, was für Schmerzen das waren: der gefürchtete KATER. Seine Zunge war pelzig, und er hatte ein flaeses Gefühl im Magen. Ihm war nicht richtig kotzübel, aber irgendwie blümerant.

Gott sei Dank hatte er nicht noch mehr getrunken, dachte er und stand auf. Er ging zu einem der mit Drahtgitter gesicherten Fenster, um zu sehen, wer da kreischte. Was er sah, gefiel ihm nicht. Einige der orangeroten Fässer, mit denen die Einfahrt verbarrikadiert gewesen war, lagen nun umgestürzt herum, und dort unten standen jetzt *Autos*. Mehr als nur eins.

Dann sah er zwei Kinder – ein kleines Mädchen in rosa Jeans und einen kleinen Jungen, der Shorts und ein T-Shirt trug. Er erhaschte nur einen kurzen Blick auf sie, aber der zeigte ihm, dass sie vor etwas zurückwichen, so als hätte etwas sie erschreckt; dann verschwanden sie hinter etwas, was Pete für einen Pferdeanhänger hielt.

Irgendwie stimmte hier was nicht. Obwohl dort unten nichts nach einem Unfall aussah, musste etwas geschehen sein. Sein erster Impuls war, so schnell wie möglich von hier zu verschwinden, bevor er in das, was auch immer sich ereignet hatte, verwickelt wurde. Er schnappte sich die Gepäcktasche und machte sich auf den Weg zur Küche und zu der Laderampe dahinter. Dann blieb er stehen. Dort draußen waren Kinder. *Kleine* Kinder. Viel zu klein, als dass sie allein am Rand einer Schnellstraße wie der I-95 sein dürften, und Erwachsene hatte er nirgends gesehen.

Irgendwo müssen welche sein, da sind immerhin Autos.

Ja, Autos hatte er gesehen – und einen Pick-up mit Pferdeanhänger –, aber keine Erwachsenen.

Ich muss dort raus. Selbst wenn es vielleicht Ärger gibt, muss ich dafür sorgen, dass diese dämlichen Kids nicht über den ganzen Turnpike verteilt werden.

Pete hastete zum Ausgang des Burger Kings, fand ihn abgesperrt und stellte sich selbst die Frage, die von Normie Therriault gekommen wäre: *He, Nachgeburt, hat deine Mutter denn auch Kinder gekriegt, die am Leben geblieben sind?*

Pete warf sich herum und stürmte zur Laderampe hinaus. Durchs Rennen wurden die Kopfschmerzen schlimmer, aber er ignorierte sie. Er legte die Gepäcktasche auf den Beton, rutschte rückwärts über die Kante und sprang. Er kam dumm auf und prellte sich das Steißbein, ignorierte aber auch das. Er rappelte sich auf und warf einen sehnsüchtigen Blick in Richtung Wald. Er *könnte* jetzt einfach verschwinden. Wahrscheinlich würde ihm das viel Ärger ersparen. Die Vorstellung war schrecklich verlockend. Das Ganze hier war kein Film, in dem der gute Kerl immer automatisch die richtigen Entscheidungen traf. Wenn jemand roch, dass er eine Wodkafahne hatte ...

»Jesus«, sagte Pete. »O Jesus-wird-in-der-Pfanne-verrückt-Christus.«

Wieso nur war er hergekommen? Apropos dämliche Kids!

Rachel hielt Blake weiter fest an der Hand und ging mit ihm ganz bis ans Ende der Einfahrt. Gerade als sie die I-95 erreichten, donnerte ein großer Sattelschlepper mit zwei Containern mit fünfundsiebzig Meilen die Stunde vorbei. Der Fahrtwind blies ihnen die Haare aus dem

Gesicht, ließ ihre Kleidung flattern und hätte Blakie fast umgeworfen.

*»Rachie, ich hab Angst! Wir dürfen nicht auf die Straße!«
Erzähl mir was, was ich nicht weiß, dachte Rachel.*

Zu Hause durften sie nicht weiter als bis zum Ende ihrer Einfahrt gehen, auch wenn auf dem Fresh Winds Way in Falmouth kaum Autos fuhren. Der Verkehr auf dem Turnpike war alles andere als heftig, aber die wenigen Wagen, die vorbeikamen, fuhren alle rasend schnell. Außerdem: Wo sollten sie sonst hingehen? Infrage käme die Standspur, aber das wäre schrecklich riskant. Es gab hier keine Ausfahrten, nur Wald. Sie könnten ins Restaurant zurückgehen, aber wenn sie das taten, würden sie an dem bösen Auto vorbeigehen müssen.

Ein roter Sportwagen raste vorbei, und der Fahrer betätigte die Hupe, vor deren lang gezogenem WAAAAAAAA sie sich am liebsten die Ohren zugehalten hätte.

Schließlich zog Blake sie weiter, und Rachel ließ sich von ihm ziehen. An der linken Seite der Einfahrt stand eine Reihe Poller. Blakie setzte sich auf das zwischen ihnen verlaufende dicke Kabel und bedeckte das Gesicht mit seinen pummeligen Händen. Rachel setzte sich neben ihn. Sie war mit ihrem Latein am Ende.

5. Jimmy Golding (Crown Victoria, Bj. 2011)

Der Schrei eines Kindes mochte zu den wirkungsvollsten Überlebensmechanismen von Mutter Natur gehören. Aber zu den wirkungsvollsten der Menschheit – zumindest was den Autoverkehr auf Schnellstraßen betraf – zählte ein geparkter Streifenwagen der State Police. Vor allem wenn

sein schwarzes Radom auf den herankommenden Verkehr gerichtet war. Fahrer, die mit siebzig unterwegs waren, gingen auf fünfundsechzig zurück; Fahrer, die achtzig schnell waren, traten auf die Bremse und überschlugen im Geist schon einmal, wie viele Punkte es sie kosten würde, falls die blauen Blinkleuchten hinter ihnen eingeschaltet wurden. (Ein heilsamer Effekt, der schnell nachließ; zehn oder fünfzehn Meilen weiter rasten die Raser wieder.)

Das Schöne an einem geparkten Streifenwagen war, zumindest nach Meinung von Maine State Trooper Jimmy Golding, dass man eigentlich nicht richtig etwas zu tun brauchte. Man musste lediglich auf dem Mittelstreifen halten und der Natur (in diesem Fall der *menschlichen* Natur) ihren schuldbewussten Lauf lassen. An diesem bedeckten Aprilmittag auf der I-95 war sein Simmons-Speed-Check-Radar nicht einmal eingeschaltet, und der Verkehr in Richtung Süden war nur ein Summen im Hintergrund. Jimmys ganze Aufmerksamkeit galt seinem iPad, das er vor sich an den unteren Bogen des Steuerrads gelehnt hatte.

Er spielte *Words With Friends*, eine Art Scrabble, zu dem Verizon die Internetverbindung beisteuerte. Sein Gegner war sein alter Kollege Nick Avery, der jetzt bei der Oklahoma State Patrol war. Jimmy konnte sich nicht vorstellen, weshalb jemand Maine gegen Oklahoma eintauschen würde. Das kam ihm wie eine schlechte Entscheidung vor, aber Nick war eindeutig ein *exzellenter* Words-With-Friends-Spieler. Er schlug Jimmy in neunzig Prozent aller Spiele und führte auch im derzeitigen. Nicks Vorsprung war diesmal aber ungewohnt klein, und der elektronische Buchstabenbeutel war leer. Wenn er, Jimmy, die vier Buchstaben, die er noch hatte, zweckmäßig anwenden

konnte, würde er einen hart erkämpften Sieg erringen. Im Augenblick war er auf FIX fixiert. Die vier Buchstaben, die er noch hatte, waren A, I, T und V. Wenn er FIX irgendwie abwandeln konnte, würde er nicht nur gewinnen, sondern seinem alten Kumpel auch ordentlich eins auswischen. Aber die Sache sah nicht gut aus.

Er begutachtete gerade das restliche Spielfeld, wo die Aussichten noch weniger hoffnungsvoll waren, als sein Funkgerät zwei hohe Töne hören ließ. Das war die Generalalarmierung aller Einsatzfahrzeuge durch die Notrufzentrale in Westbrook. Jimmy warf sein iPad beiseite und drehte die Lautstärke auf.

»Achtung, an alle. Wer ist in der Nähe von Raststätte Mile 81? Irgendwer da?«

Jimmy zog das Mikro zu sich heran. »Notrufzentrale, hier Siebzehn. Ich stehe bei Mile 85, knapp südlich von Ausfahrt Lisbon-Sabbatus.«

Die Frau, die für Rachel Lussier die Notruflady war, sparte sich die Frage, ob jemand näher war; mit dem neuen Crown-Vic-Streifenwagen, den er jetzt fuhr, war Jimmy höchstens drei Minuten vom fraglichen Ort entfernt.

»Siebzehn, ich habe vor drei Minuten einen Anruf von einem kleinen Mädchen erhalten, das behauptet, dass seine Eltern tot sind, und seither sind zahlreiche Anrufe eingegangen, dass zwei kleine Kinder sich ohne Begleitung Erwachsener an der Einfahrt zu dieser Raststätte herumtreiben.«

Er fragte gar nicht erst, weshalb keiner dieser zahlreichen Anrufer angehalten hatte. Das erlebte er immer wieder. Manchmal schreckten die Leute vor Scherereien mit der Polizei zurück, meistens steckte aber nur eine wurstige Mentalität dahinter. Die war heutzutage weit verbreitet. Trotzdem ... *Kinder*. Herrgott.

»Notrufzentrale, ich bin dran. Siebzehn Ende.«

Jimmy schaltete sein Blaulicht ein, überzeugte sich mit einem Blick in den Rückspiegel davon, dass der Turnpike hinter ihm frei war, und fuhr dann mit durchdrehenden Reifen aus dem mit Kies befestigten Standplatz auf dem Mittelstreifen mit dem Schild WENDEN VERBOTEN, NUR FÜR DIENSTFAHRZEUGE. Der große V8 des Crown Vics röhrete; die Nadel vom Digitaltacho kletterte auf 92 und blieb dort stehen. Die Bäume auf beiden Straßenseiten sausten in schwindelerregendem Tempo vorbei. Er schloss zu einem schwerfälligen alten Buick auf, der die linke Spur nur zögernd frei machte, und überholte ihn. Als er wieder auf die rechte Spur wechselte, sah er die Raststätte vor sich. Und noch etwas anderes: zwei kleine Kinder – ein Junge in Shorts und ein Mädchen in rosa Jeans –, die auf den zwischen Pollern verlegten Kabeln neben der Einfahrt hockten. Sie sahen wie die kleinsten Landstreicher der Welt aus, und Jimmys Herz schlug ihnen entgegen. Er hatte selbst Kinder.

Sie standen auf, als sie sein Blaulicht sahen, und Jimmy befürchtete eine schreckliche Sekunde lang, der kleine Junge würde vor den Streifenwagen laufen. Gott sei Dank packte das kleine Mädchen ihn am Arm und riss ihn zurück.

Jimmy bremste so scharf, dass das ABS ansprach. Strafzettelblock, Logbuch und iPad rauschten vom Beifahrersitz in den Fußraum. Der Crown Vic schlingerte vorn etwas, aber Jimmy fing ihn ab und parkte dann so, dass er die Einfahrt blockierte, auf der bereits mehrere andere Fahrzeuge standen. Was ging hier vor?

In diesem Augenblick kam die Sonne heraus, und ein Wort, das überhaupt nichts mit der gegenwärtigen Situation zu tun hatte, zuckte durch Trooper Jimmy Goldings

Hirn: *FIXATIV. Ich kann FIXATIV bilden und hab glatt gewonnen.*

Das kleine Mädchen kam auf die Fahrerseite zugerannt und zog seinen heulenden, stolpernden jüngeren Bruder mit sich. Ihr Gesicht, weiß und verängstigt, wirkte um Jahre älter, als sie tatsächlich war, und im Schritt der Shorts, die der kleine Junge trug, zeichnete sich ein großer dunkler Fleck ab.

Jimmy stieg aus, wobei er darauf achtete, die beiden nicht mit der Tür zu treffen. Er ließ sich auf ein Knie sinken, um auf Augenhöhe zu sein, und sie stürzten sich in seine Arme, wobei sie ihn fast umwarfen. »He, he, nur mal langsam, jetzt ist alles in ...«

»Das böse Auto hat Mama und Daddy gefressen«, sagte der kleine Junge und zeigte nach hinten. »Das böse Auto gleich da drüben. Es hat sie ganz aufgefressen, wie der droße böse Woff das tleine Rotkäppchen gefressen hat. Du musst sie zurückholen!«

Auf welches Fahrzeug er mit dem Finger zeigte, war unmöglich zu erkennen. Jimmy sah vier: einen Kombi, der aussah, als wäre er meilenweit über schlammige Forststraßen gejagt worden, einen blitzblanken Prius, einen Dodge Ram vor einem Pferdeanhänger und einen Ford Expedition. Er wandte sich an das Mädchen.

»Wie heißt du, Kleine? Ich bin Trooper Jimmy.«

»Rachel Ann Lussier«, sagte sie. »Das ist Blakie. Er ist mein kleiner Bruder. Wir wohnen im Fresh Winds Way 19, Falmouth, Maine, 04105. Gehen Sie bloß nicht dicht ran, Trooper Jimmy. Es sieht nur wie ein Auto aus, ist aber keins. Es frisst Menschen.«

»Welchen Wagen meinst du, Rachel?«

»Den vordersten neben dem von meinem Daddy. Den voller Matsch.«

»Das matschige Auto hat Mami und Daddy gefressen!«, wiederholte Blakie, der kleine Junge. »Hol sie zurück, du bist von der Polizei und hast eine Pistole!«

Immer noch hingekniet, hielt Jimmy die Kinder in den Armen und begutachtete den schlammigen Kombi. Die Sonne versteckte sich wieder; ihre Schatten verschwanden. Auf dem Turnpike floss der Verkehr weiter – jetzt jedoch etwas langsamer, wohl als Reaktion auf sein weiterhin blitzendes Blaulicht.

Weder in dem Expedition noch dem Prius, noch dem Pick-up war jemand. Vermutlich war auch in dem Anhänger niemand. Außer derjenige duckte sich hinter die Bordwand. Dann wäre das Pferd jedoch bestimmt nervöser gewesen, was aber nicht der Fall war. Der einzige Wagen, in den er nicht hineinsehen konnte, war der Kombi, der nach Aussage der Kinder deren Eltern gefressen hatte. Jimmy gefiel es nicht, wie alle Fenster mit Schlamm beschmiert waren. Irgendwie sah der Schlamm wie *absichtlich* aufgebracht aus. Auch das vor der Fahrertür liegende kaputte Handy gefiel ihm nicht. Noch der Ring daneben. Der Ring war echt gruselig.

Als ob alles Übrige das nicht wäre.

Plötzlich öffnete die Fahrertür sich knarrend ein Stück weit, was den Gruselfaktor noch steigerte. Jimmy straffte sich und legte eine Hand auf den Griff seiner Glock, aber niemand stieg aus. Die Tür stand einfach einen Spaltbreit offen.

»So versucht es, einen anzulocken«, sagte das kleine Mädchen mit einer Stimme, die kaum lauter als ein Flüstern war. »Es ist ein Monsterauto.«

Jimmy Golding glaubte nicht mehr an Monsterautos, seit er als Teenager den Film *Christine* gesehen hatte, aber er glaubte wohl, dass Monster manchmal *in* Autos lauern

konnten. Und in diesem hier war jemand. Wie hätte sich die Tür sonst öffnen können? Das konnte ein Elternteil der Kinder sein, der verletzt war und nicht um Hilfe rufen konnte. Das konnte aber auch ein Mann sein, der flach auf dem Sitz lag, damit er durch die mit Schlamm bespritzten Scheiben nicht zu sehen war. Ein Mann mit einer Pistole womöglich.

»Wer ist in dem Kombi?«, rief Jimmy. »Ich bin State Trooper und fordere Sie auf, sich zu erkennen zu geben.«

Niemand gab sich zu erkennen.

»Rauskommen! Mit den Händen voraus, und ich will sie leer sehen.«

Heraus kam jedoch nur die Sonne, die einige Sekunden lang den Schatten der Tür auf den Asphalt malte, bevor sie sich wieder hinter die Wolken zurückzog. Danach war nur noch die offen stehende Autotür da.

»Kommt mit, Kinder«, sagte Jimmy und führte sie zu seinem Streifenwagen. Er öffnete die hintere Tür. Sie betrachteten den Rücksitz mit seinem Durcheinander aus Papieren, Jimmys Jacke mit Fleecefutter (die er heute nicht brauchte) und die geladene und gesicherte Schrotflinte in der Halterung über der Rücksitzlehne. Besonders die.

»Mami und Daddy sagen, wir dürfen in kein fremdes Auto einsteigen«, sagte der Junge namens Blakie. »Und die Tanten im Kindergarten auch. Fremde sind böse.«

»Er ist ein Polizist mit einem Polizeiauto«, sagte Rachel. »Das ist okay. Los, steig ein. Und wenn du die Waffe anfasst, kriegst du Haue.«

»Ein guter Rat wegen der Flinte, aber die ist gesichert und der Abzug verriegelt«, sagte Jimmy.

Blakie stieg ein und spähte über die Sitzlehne. »He, du hast ein iPad!«

»Halt die Klappe«, sagte Rachel. Beim Einsteigen sah sie mit müdem, erschrockenem Blick zu Jimmy Golding auf. »Fassen Sie es nicht an. Es ist *klebrig*.«

Jimmy musste lächeln. Seine Tochter war nur ungefähr ein Jahr jünger als dieses kleine Mädchen, und sie hätte das Gleiche sagen können. Vermutlich zerfielen kleine Mädchen von Natur aus in zwei Typen: Wildfang und Schmutzhasserin. Wie seine Ellen war die Kleine hier eindeutig eine Schmutzhasserin.

Mit dieser falschen Auffassung – die sich bald als fatal erweisen würde – davon, was Rachel Lussier mit *klebrig* meinte, sperrte er die beiden auf dem Rücksitz von Wagen 17 ein. Dann beugte er sich durchs offene Seitenfenster und schnappte sich sein Mikro. Er ließ die offene Fahrertür des Kombis keine Sekunde aus den Augen und sah deshalb auch den kleinen Jungen nicht, der neben der ehemaligen Raststätte stand und eine Gepäcktasche aus Kunstleder wie ein blaues Baby an die Brust gedrückt hielt. Im nächsten Augenblick zeigte die Sonne sich wieder, und Pete Simmons verschwand im Schatten des Gebäudes.

Jimmy funkte die Station in Gray an.

»Siebzehn, kommen.«

»Ich stehe vor der ehemaligen Raststätte Mile 81. Ich habe vier herrenlose Autos, ein herrenloses Pferd und zwei ausgesetzte Kinder. Eins von den Autos ist ein Kombi. Die Kinder behaupten ...« Er zögerte, dann dachte er: *Hol's der Teufel*. »Die Kids behaupten, dass er ihre Eltern gefressen hat.«

»Bitte wiederholen!«

»Ich glaube, sie meinen damit, dass irgendjemand, der drinnen lauert, sie gepackt hat. Schicken Sie alle verfügbaren Wagen her, verstanden?«

»Alle verfügbaren Wagen, verstanden, aber der erste ist in frühestens zehn Minuten da. Es ist Wagen zwölf, ein Code 73 in Waterville.«

Al Andrews, der bestimmt in Bob's Burgers futterte und politisierte. »Verstanden.«

»Gib mir die MMK von dem Kombi, Siebzehn, dann überprüfe ich die.«

»Alle negativ. Kein Kennzeichen. Was Marke und Modell betrifft, ist die Karre so dermaßen mit Schlamm bespritzt, dass sich das nicht sagen lässt. Allerdings ist es ein amerikanischer Wagen.« *Glaube ich.* »Vermutlich ein Ford oder ein Chevy. Die Kinder sitzen bei mir auf dem Rücksitz. Sie heißen Rachel und Blake Lussier. Fresh Winds Way, Falmouth. Die Nummer hab ich vergessen.«

»*Neunzehn!*«, riefen Rachel und Blakie im Chor.

»Sie sagen ...«

»Schon verstanden, Siebzehn. Und mit welchem Wagen sind *die* angekommen?«

»*Daddys Expundition!*«, rief Blakie, der sich freute, Auskunft geben zu können.

»Ford Expedition«, sagte Jimmy. »Kennzeichen 3772 IY. Ich sehe mir jetzt diesen Kombi näher an.«

»Verstanden. Aber sieh dich vor, Jimmy.«

»Klar doch. Oh, und ruf die Notrufzentrale an, und sag denen, dass es den Kids gut geht, okay?«

»The Kids Are Alright. Pete Townshend lässt grüßen.«
Sehr witzig.

Er wollte das Mikro in die Halterung hängen, gab es dann aber Rachel. »Wenn irgendetwas passiert – irgendwas *Schlimmes* –, drückst du diese Taste hier und rufst dreißig. Das bedeutet, dass ein Polizeibeamter Hilfe braucht. Hast du das verstanden?«

